

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: - (1835)

Artikel: Vermischte Geschichten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Bote an seine Leser.

Es bringt der Bote schönen Gruß
 Den Großen und den Kleinen,
 Er kommt zwar nur auf einem Fuß,
 Doch noch auf zweien Beinen.
 Nun ist das einte nur von Holz;
 Doch ist er des zufrieden.
 Denn solch ein Bein bewahrt vor Stolz,
 Und hilft zum lieben Frieden.
 Und wer die Sache recht betracht,
 Der dürfte leichtlich finden,
 Dass mancher, — gebt nur fleißig Acht —
 Ein Holzbein hat — von Sünden!

Der Peter ist gar aufgeklärt,
 Und bläht sich auf! — Nur sachte!
 Wer handelte dann so verkehrt
 Als er einst Hochzeit machte?
 Ein Holzbein wär an deinem Leib

Wiel leichter zu ertragen,
 Als jener böse Drach, dein Weib,
 Mit ihren tausend Plagen!

Du Hans stolzierst so hoch einher
 Und gehst auf hohen Rossen!
 Doch, kommt der Schuldenbot daher,
 Vergehen dir die Possen.
 Das ist der wahre hinkend Bot
 Für dich und deines gleichen.
 Drum spare du nur deinen Spott
 Auf mich und meine Scheichen.

Was siehst du mich so hönisch an,
 Katei, und rümpfst die Nase?
 Du hast drei Kind, doch keinen Mann,
 Mit Gunst, du Klapperbase!
 Lass ungeschimpft mein Holzbein mir!

G

Denn ich erwarbs mit Ehren,
Doch deine Kinder wurden dir
In Sünden und Unehren.

Nun! Du bist doch ein armer Tropf!
So ruft mir Klaus im Ecken.
Was aber trägt denn Klausens Kopf?
Ach! Hörner, zum Erschrecken!
Ich täuschte wahrlich nicht mit dir
Mein Holzbein ist mir lieber,
Drum halte du mirs ja nicht für
Und spottet mir nicht drüber.

So könnt ich wahrlich manchem noch
Ein Lied vom Holzbein singen.

Doch lieber will zuletzt ich noch
Euch gute Lehre bringen,
Das Holzbein ist nicht nur bei
mir,
Dem Hinkend: Bot zu finden,
Such nur! Du findest es auch bei
dir
Seis vorne oder hinten,
Und ist dem so, je nun, so nimm
Dich selber bei der Nase;
Und spare deinen Spott und
Grimm,
Nun gute Nacht Frau Base.

Von der Natur.

Das Wort Natur begreift eigentlich alle geschaffenen Dinge, seien sie im Himmel, auf der Erde oder wo sie wollen. Der Vore beskent aber, daß ihm das zu rund ist, und daß er mit seinen Erklärungen hübsch ordentlich auf der Erde bleiben, und nur von den sichtbaren Geschöpfen auf und in derselben reden will.

Wenn der geneigte Leser je ein sogenanntes Naturalien-Cabinet gesehen hat, wie z. B. auf der Galerie bei der Bibliothek in Bern, so weis er nun schon, daß Naturalien alle natürlichen Körper bedeutet, die durch Menschenhände noch nicht verändert sind. Weil aber deren nun so gar viele sind, so haben die Gelehrten gewisse Abtheilungen gemacht, und die natürlichen Körper in eine gewisse Ordnung gebracht, damit man die einzelnen leichter auffinden kann.

Der Leser merke also:

1) Einige stammen von ihres Gleichen ab, und bringen ihres Gleichen her:

vor, sie haben einen gewissen Kreislauf von Säften in ihrem Innern, sie nehmen Nahrungsmittel zu ihrer Erhaltung zu sich, sie verändern, vergrössern und vervollkommen sich durch Zuwachs von Innen, und müssen endlich sterben. Dahin gehören nun die Thiere und Pflanzen. Weil diese nun mit mancherlei künstlichen Werkzeugen, Gliedmassen u. dgl. versehen sind, die man Organe nennt, so heißen die Thiere und Pflanzen organische Körper, und damit ist der Leser schon etwas gescheider geworden.

2) Andere Körper aber stammen nicht von ihres Gleichen ab, können auch nicht ihres Gleichen hervor bringen, haben keinen Umlauf von Nahrungsäften, wachsen nicht von Innen heraus, sondern werden nur dann grösser, wenn etwas von Außen hinzugeht wird, sie leben nicht, können also auch nicht sterben, doch aber

zerstört werden. Weil ihnen nun alle künstlichen Organe fehlen, so heißen sie unorganische Körper, wozu Erde, Sand, Stein, Metall, Salz u. s. w. gehört. Man nennt diese Körper Mineralien.

Jetzt fragt der Leser: „worin unterscheiden sich die Thiere von den Pflanzen!“ Erstlich hat das Thier eine Art von geistigem Leben, eine Seele (nur keine vernünftige) und diese fehlt allen Pflanzen. Zum andern kann das Thier sich bewegen, wann und wohin es will, und das kann die Pflanze wieder nicht. Zum dritten nimmt das Thier seine Nahrung nur durch eine Öffnung, den Mund, zu sich, da hingegen die Pflanze durch viele Wurzeln, Saugfasern und selbst durch die Blätter Nahrung und Erfrischung an sich zieht.

Auf diese Weise wird die ganze Menge natürlicher Dinge eingeteilt in drei große Hauptabtheilungen: das Thierreich, das Pflanzenreich, das Mineralienreich.

Von dem Thierreich.

Abermal macht die große Menge und Verschiedenheiten der Thiere eine Eintheilung nöthig. Der Verte will aber seine Leser nicht mit allem dem ermüden, was die Gelehrten darüber geschrieben haben, sondern bescheidenlich sich der Kürze befleissen. Mantheilt gewöhnlich alle Thiere in sechs folgende Classen ein:

I. Säugethiere; sie haben warmes, rothes Blut, atmen durch Lungen, gebären lebendige Junge, und säu-

gen diese eine Zei lang an ihren Brüsten.

II. Vögel; sie haben auch warmes, rothes Blut, und atmen auch durch Lungen, gebären aber keine lebendige Junge, sondern legen Eier, sie säugen ihre Jungen nicht, haben sämmtlich zwei Füße, zwei Flügel und einen mit Federn bedeckten Körper.

III. Amphibien; Thiere mit rotem, aber kaltem Blute, atmen auch durch Lungen, pflanzen sich größtentheils durch Eier fort, haben eben so wenig Brüste und können eben so wenig säugen als die Vögel.

IV. Fische mit rotem, kaltem Blute; atmen durch Kiemen (sogenannte Ohren) und zwar Wasser; pflanzen sich großentheils durch Eier fort, leben im Wasser.

V. Insekten haben keine Knochen wie die Thiere der obigen Classen; kaltes, meist weißes Blut, weder Lungen noch Kiemen, sondern Lufthöcher zum Atmeholen, pflanzen sich größtentheils durch Eier fort, verwandeln sich etliche Male, haben im vollkommenen Zustande mehr als vier Füße und den Leib mit Einschnitten, die meisten Fühlhörner.

VI. Würmer mit kaltem, meist weißem Blute, an denen man keine Werkzeuge des Atmeholens bemerkt, die meistens Eier legen, keine Verwandlung erleiden, keine gegliederten, paarweise stehenden Füße haben, keine

1107
eigentlichen gegliederten Fühlhörner
sondern nur ungegliederte Fühläden.

Wie ernähren sich die Thiere.

Wenn der geliebte Leser bedenken will, daß man jetzt an die zwölf bis dreizehntausend Arten von Thieren rechnet, daß jede Art in vielen tausenden, ja vielen Millionen einzelner Thiere vorhanden ist, z. B. Ameisen, Fliegen &c.; daß jedes Thier seine Nahrung haben will, manche sogar sehr viel fressen, z. B. eine Raupe, (Graswurm) mehr in einem Tage frisst als sie schwer ist, so kann man wohl mit Verwunderung fragen, wie ernähren sich diese alle? Wie kommts, daß sie nicht schon längst alles was auf Erden ist, aufgefressen haben? Es ist allerdings wert so zu fragen! Aber wir wissen nun schon, wer die Vögel des Himmels speiset, und wer seine milde Hand aufthut, daß alle Lebendigen gesättigt werden. Es ist aber hierbei zweierlei zu betrachten. Erstlich: „es ist nicht wohl etwas zu finden, das nicht irgend einem oder mehreren Thieren zur Nahrung diente.“ Das ganze Pflanzenreich, selbst Disteln, Nesseln, Giftpflanzen, dient zur Nahrung. Einige Thiere leben von den Blättern, andre von den Blüthen, andre von der Frucht, von der Rinde, vom Markt, vom Holz, vom faulen Holz sogar. Viele Thiere selbst dienen andern zur Nahrung, manche leben auf oder in andern Thieren. Ja der Schlamm, der Thierkoth, das faule Aas, der Mist, alles dient der Thierwelt zur Nahrung. Zum andern: „jedes Thier ist so eingerichtet, daß es in sich selbst die Mittel zu seiner Ernährung findet.“ Manche finden ihre

Speise durch ihren unbegreiflich scharfen Geruch, wie die Krähen und Raben das Aas, andere durch ihr eben so scharfes Gesicht, wie die Raubvögel. Noch andere wissen ihren Raub auf künstliche Weise zu fangen, wie die Spinnen in ihren Netzen. Andere stellen Wanderungen und weite Reisen an, wenn die Nahrung ihnen an einem Orte mangelt, so die Störche, Schwäben und alle kleineren Singvögel, die sich von lebenden Insekten ernähren. Ja einige haben sogar das merkwürdige Vermögen die ganze nahrungslose Zeit zu verschlafen, und erst dann wieder zu erwachen, wenn ihnen der Tisch aufs Neue gedeckt ist. Das thun z. B. die Murmelthiere, die Fledermäuse, die Haselmäuse u. a. Auf diese Weise sorgt der allgemeine Hausvater für seine Thierlein. Merkt euch das, mutwillige Buben, und wenn euch je die böse Lust ankommt, irgend ein Thier zu plagen oder ohne Noth und Nuh zu zerstören, so denkt, das ist Sünde, denn was der liebe Gott so sorgfältig erhaltet, das darf ich nicht verderben.

Von den Wohnungen der Thiere.

Ist der Mensch mit Speise und Trank noch nicht zufrieden, sondern will noch ein Haus haben, wo er des Nachts schlafen, bei schlechtem Wetter und Kälte Schuh und Schirm finden kann, so hat das Thier mehr oder weniger eben das notthig. Wo kriegen sie aber das her? Es giebt einige die nicht viel Umstände machen. Der Hase z. B. drückt sich neben eine Erdscholle, in eine Ackerfurche, unter einen Strauch. Das Rebhuhn, die Enten machen wenig Anstalten zu einem Neste. Andere arbeiten schon künstlicher. Das Murmelthier, der

Fuchs, Dachs u. a. graben sich unterirdische Wohnungen, das Eichhörnchen baut sich ein dichtes festes Nest. Noch künstlicher bauen manche Vögel, wie die Finken, Goldamseln, Beutelmeisen. Und wer muß nicht bewundern die kunstreichen Zellen der Bienen und Wespen? Wenn sie aber auch nicht selbst eine Wohnung sich bauen für den Winter, so finden sie diese doch in holen Bäumen, unter der Rinde, in der Erde, unter Moos und Laub. Manche Insekten verkriechen sich in leere Schneckenhäuser, Nusschalen u. s. w. Die Kleiderschabe nagt die Haare von Pelz oder wollenen Zeuge, und baut sich damit ihr kleines Häuschen. Die Ameisen bauen ihre Hügel aus Erde; die großen Waldameisen, (Waldhengsten) tragen Tannenzries und kleine Hölzchen zusammen. Die Termiten, ein Insekt in südlichen Ländern, wie eine Ameise, bauen von Thon (Lehm) Hügel die bis auf 12 Fuß hoch werden, und so fest sind, daß Menschen darauf stehen können. Kurz, es ist für alle gesorgt, und jedes weiß seine Wohnung zu bereiten oder zu finden, ohne daß sie ihre Kinder im Bettel herumschicken: „der Aet i wet o gern es Hüsi bauen, get ihm one Stür der zu!“

Wie die Thiere sich schützen und schirmen.

Wenn der dicke Wirth Leeraus über Feld geht, so nimmt er einen großen dornigen Stock mit sich, und seinen großen Hund, und sagt: „jezt bim Sacker! Thöm mir eine!“ Aver die Thiere groß und klein auf Gottes Erdboden brauchen das alles nicht, und weiß sich jedes gar gut zu helfen. Dass der Bär mit seinen Zähnen, Wolf

und Hund, (sie sind nahe verwandt,) mit den Zähnen, der Stier mit den Hörnern; das Pferd mit den Hintersäßen sich wehren kann, das weiß der Leser besser als ich. Aber auch kleine schwächere Thiere wissen sich zu helfen, ist's nicht mit Gewalt, so ist's mit Kunst und List. Der arme wehrlose Hase hilft sich mit mancher List, die Käze steigt auf einen Baum, wenn der Hund sie jagt, der Specht verbirgt sich auf die Hinterseite des Baums; manche Käfer stellen sich tot, sobald man sie berührt, fallen vom Blatte und verbergen sich im Grase. Und so hat die Natur dafür gesorgt, daß jedem Thiere etwas gegeben ist, wodurch es sich gegen Angriffe vertheidigen und sein Leben erhalten kann. Es wäre viel davon zu sagen, wenn man's nur wüste!

Wie die Thiere dafür sorgen, daß ihre Art erhalten werde.

Der Leser weis nun schon, daß die Thiere sich durch sich selbst fortpflanzen, aber er weiß noch nicht recht wie? Die einten bringen lebendige Junge zur Welt, wie alle Vierfüßigen. Andere legen Eier, die ausgebrütet werden müssen, wie die Vögel, und einige Wasserwürmer treiben Knospen und Ableger, fast wie die Pflanzen.

Die Vermehrung ist sehr ungleich. Ein Elephant bringt nur alle drei Jahre ein Junges, wie viel Junge bringt hingegen ein einziges Paar Mäuse in einem Jahre! Die Kaninchen (Küngeli) bringen jährlich fünf bis sechsmal Junge und wohl vier bis acht auf einmal, also in einem Jahre 25 bis 30 Junge. Weit stärker aber ist meist die Vermehrung der Eierlegenden, und zwar besonders der Fische und der

Insekten. Man hat verschiedene Fische dahin untersucht, und bei den einen 200,000 bei andern 400,000 ja bei einem sogenannten Kabeljau sogar 4,000,000 Eier oder Rogen gesunden. Auch die Insekten legen sehr viele Eier, daher ihre oft ungeheure Vermehrung, die zur Landplage werden kann, wie bei den Zugheuschrecken, den Mailäfern u. a. Wie sorgfältig sind aber die Thiere für ihre Nachkommenschaft! Die Säugethiere nähren ihre Jungen bekanntlich mit ihrer Milch, bis sie andere Nahrung vertragen können. Die Raubthiere, z. B. Kähen, tragen ihren Jungen lebendige Thiere zu und lernen sie dieselben fangen, und so ihre Nahrung selbst gewinnen. Die Vögel tragen ihren Jungen mit unsäglichem Eifer so lange Nahrung ins Nest, bis sie dasselbe verlassen können, und füttern sie noch dann eine Zeitlang, wenn sie ausgeslogen sind. Diejenigen Thierarten, die ihre Nachkommenschaft sich ganz selbst überlassen, sorgen doch insoferne für dieselbe, daß sie ihre Eier allemal gerade dahin legen, wo der auskriechende Wurm oder die Made sogleich ihre Nahrung findet, die Schmeißfliege an Fleisch, der Sommervogel (Fifolter) allemal an diejenige Pflanze, von der der Graswurm sich ernährt u. s. w. Es sorgen wahrlich nicht alle Menschen so für die Nahrung und den Unterhalt ihrer Kinder. Und wie sorgen die Thiere nicht für die Sicherheit ihrer Jungen! Die Raubthiere, auch Hunde und Kähen, sind fürchterlich zu der Zeit und vertheidigen ihre Jungen mit Wuth. Selbst ein sonst so furchtbares Thier, wie das Huhn, wagt sich für seine Jungen an Menschen, Hunde und Kähen, und setzt sein Leben dran.

Von zahmen und wilden Thieren.

Ursprünglich waren wohl alle Thiere wild, das heißt, sie lebten frei, ungebändigt, in der Natur, und gehorchten nur ihren Trieben, nicht aber den Menschen. Aber frühe schon muß der Mensch angefangen haben, gewisse Thiere zu fangen, zu zähmen, und zu gewissen Arbeiten abzurichten oder sonst zu benutzen, wie das Pferd, das Hornvieh, Schafe, Ziegen u. c. Wie bald das geschah, weiß man jetzt nicht mehr mit Sicherheit anzugeben, ja man kennt von vielen nicht einmal mehr die ursprünglich wilde Art, wie z. B. vom Pferd, vom Schaf, von der Geiß, vom Hund u. s. f. Aber nunmehr, wie viele Thiere lassen sich die Sklaverei im Dienste des Menschen gefallen, leben mit ihm und für ihn, und bringen dem Menschenleben die größten Vortheile. Wie viel Land in unsren Bergen wäre für uns verloren, hätten wir nicht die zahmen Heerden von Ziegen, Schafen und Hornvieh! Wie mühselig würde unser Ackerbau sein, hätte der Mensch sich nicht das herrliche Thier, das kräftige, flüchtige Pferd unterthan gemacht. Und wie viele wichtige Dienste verdanken wir dem gelehrigen und treuen Hunde. Selbst das Schwein, das im Leben zu nichts nutzt, dient doch nach seinem Tode mit seinem Fleische. Manche Hausthiere wandelt hie und da die Lust an, wieder in den Zustand der Freiheit umzukehren. Die Kähe z. B. läuft gerne in die Wälder, lebt dann vom Raube, und verwildert oft gänzlich wieder. Die Haustauben fliehen oft aus ihren Schlägen und nisten in Thürme, Kirchen, oder Löcher in hohen Mauern.

Der Storch.

Seht ihr ihn, wie er so ernsthaft ein-
herschreitet auf der Matte, und immer ins
Gras guckt als hätt er was verloren, das
er wieder finden wollte. Er ist ein schöner,
stattlicher Herr! Zwar sind seine Beine
ziemlich dünn, aber desto länger; und die
rothen Strümpfe daran stehen ihm gar schön,
als ob er auf zwei Pitschierstängeln spazierte.
Seine Nase strekt er weit vor, aber er
weiß wohl warum. Dass sie so roth ist,
das hat er sicher nicht vom vielen Wein
trinken, wie der Kästlerjoggeli; denn er
trinkt weder Wein noch Brönnz, sondern
lauter Wasser, und ist dabei doch gesund
und munter. Er ist auch gar nicht hof-
fächtig, und hat kein Kleid von allen
Farben, wie die Stadtjungfern. Ganz
weiß kommt er daher, nur die Arme hat
er schwarz bekleidet. „Aber es ist ja ein Wo-
gel“, meinte das kleine Aenneli. Freilich, aber
die Nase ist sein Schnabel, und die Ficken
sind seine Arme. So ist's gemeint. Und
jetzt weißt du, wie der Storch aussieht.

Er ist aber gar ernsthaft, freundlich
und thut niemand zu leide. Er wohnt
mitten in den Dörfern, steht oben auf der
First ganz ruhig, weni auch Hüst und
Hott, Juheien und Lermen unten auf der
Straße ist. Er denkt, „das geht mich
nichts an. Ich mische mich nicht in andrer
Leute Händel;“ und darin ist er gescheider
als viele Leute. Im Hornung kommt er
aus weiter Fremde zu uns; denn er ist weit
herumgereist, aber er lügt nicht wie viele,
die weiß nicht was alles, gesehen und erfahren
haben wollen, wenn sie einmal ihre Nase
ins des Aettis Kühweid hinausgestreckt
haben. Immer kommt der Mann zuerst

an, untersucht seine Wohnung, bessert aus
was schadhaft ist, macht zurecht was fehlt,
und wenn alles schön in der Ordnung ist,
so geht er der Frau entgegen, führt sie in
seine Wohnung, und lebt in Frieden und
Liebe mit ihr. Gelt Peterli! Wein's bei
dir auch so wäre! Schäm di e chly! —

Seiner Kinder sind meist drei, und er
ist ein sorgfältiger Vater. Treulich theilt
er Mühe und Sorgfalt mit der Mutter, zu
rechter Zeit löst er sie ab im Brüten; und
sind sie einmal da, die kleinen Langschnäbel,
dann ist laute Freude im Hause. Wenn
der Vater ausgeht Nahrung zu suchen für
die Kinder, so hüthet die Mutter das Haus,
und wenn sie ausgeht, so bleibt er daheim.
Nun was lachst du Schulmeister? Gelte!
Du denkst, es giebt viele Leute, die es nicht
so gut mit ihren Kindern meinen! Schant!
Eben fliegt er in's Nest! Wie die Jungen
ihm die Schnäbel entgegen strecken; wie
sie mit den Flügeln schlagen! Wie sie jetzt
so lustig schnabelieren. Was hat er ihnen
wohl heim gebracht? Eh! Was sie gern
essen, Frösche, Eidechsen, Blindschleiche
u. dgl. „Ach bhutis! I möcht's nit mitne
ha!“ Richtig! Aber es gehört jedem das
Seine, und jedes Thier findet seine Nahrung
und der große Tisch ist für alle gedeckt.

Auch ein sorgfältiger Erzieher ist er.
Sobald seine Purse die Kraft dazu haben,
lehrt er sie fliegen. Zuerst nur auf die
nächsten Dächer, dann weiter, endlich auf
den Kirchthurm. Er nimmt sie mit in's
Feld und lehrt sie mäusen, Frösche fangen,
und dabei kommen ihnen die langen Beine
und Schnäbel gar kümlich! Kommt dann
der Herbst, so denkt er, jetzt giebts hier
nichts mehr für mich zu thun, und dann
zieht er mit Weib und Kindern in weite

ferne Länder. Kommt er aber im Frühling wieder, dann dürfen die Kinder nicht in des Vaters Hause wohnen. Er sagt, ich hab euch gelehrt euer täglich Brod erwerben. Geht, und baut euch selber eine Wohnung. Was lachst du! Ich denke, wenns alle Leute so machten, die Gemeinde hätte weniger Arme zu besteuern.

„Aber ist denn der Storch sogar ein Zugendbild? hat er gar keine Fehler?“ Freilich wohl! Er hats gerade wie du und mancher andere, er nimmt hier und da etwas, das er nicht nehmen sollte; z. B. die Bienen nimmt er von den Blumen weg, junge kleine Vögel, die im Grase wohnen, nimmt er aus den Nestern, und man will sogar wissen, daß er manchmal den Bauernweibern Garnstrangen vom Brunnen stiehlt, um seiner Frau ein weiches Bett zu machen. Aber der Unterscheid ist nur, daß er die zehn Gebote nicht kennt, du aber hast sie in der Schule gelernt.

Das ABC der Thiere.

Man hat jetzt ABC-Bücher von Bögen, von Pflanzen und wer weiß von was allerlei. Ich will auch ein solches ABC von Thieren schreiben, aber die Bilder muß der geneigte Leser anderswo suchen; am besten in der Natur selber.

Der Affe. Es gibt deren gar vieles, große und kleine, nur keine hübschen. Meinetwegen! Wenn nur nicht so viele Menschen thäten wie die Affen.

Der Bär. Viele finden dieses Thier gar nicht hübsch! Aber auf den Wirthshaus-Schilden gefällt es doch den meisten, und auf den Baken wohl allen.

Das Chameleon ist ein fremdes Thier, und gleicht einer Eidechse. Das Kurioseste ist, daß es oft seine Farbe ändert, man sagt je nach der Farbe der Dinge, die in seiner Nähe sind. Solche Thiere giebt in unserem Lande keine, wohl aber Leute die bald schwarz bald weiß sind, je nach dem sie eben mit Leuten von dieser oder jener Farbe zu thun haben.

Der Esel. Dass er nicht hübsch und ein wenig dumm ist, dafür kann er nichts. Aber daß es Esel giebt, die sich für kostliche Pferde halten, das ist unerträglich — unter den Menschen.

Der Fuchs. Er war von jeher das Sinnbild eines listigen Diebes und Betrügers, und spielt in den Fabelbüchern eine wichtige Rolle. Man sollte wahrlich meinen, gewisse Leute wären bei ihm in die Schule gegangen, obwohl sie leider nicht nur in den Fabelbüchern erscheinen.

Die Geiß. Ihr Männchen heißt: der Bock. Es sind aber nicht nur Geißen die einen Bock zum Manne haben.

Der Hund! Es gibt deren sehr viele Arten; Doggenhunde, Jagdhunde, Windspiele, Pudel, Pomer etc. Aber keiner ist so schlecht als — der Lumpenhund!

Der Iltis. Er hat mehrere schlimme Eigenschaften: er stiehlt, er stinkt, er hat ein schlechtes Fell. Nun! Wenn man nur alle Schelme am Gestank erkennte, so wären sie leichter zu fangen.

Die Kähe. Man sagt, daß sie falsch sind, und daß manche Frauen besondere Vorliebe für die Kähen haben. Weiß nicht warum!

Das Lamm. Man nennt es ein frommes Thier, weil es wohl Unrecht erduldet aber niemals Unrecht thut! Viele sagen aber: das Schaf ist ein dummes Thier! Darum mögen sie auch nicht so fromm sein wie es ist.

Das Murmelthier schlafst einen Theil seines Lebens hindurch; alle Jahre über den ganzen Winter. Dafür bemedet es mancher Faulpelz! Am besten wäre, du ahmtest das Thierlein darin nach, daß du im Sommer deines Lebens das Heu zusammentrügest, auf dem du im Winter schlafen willst.

Der Nörz. So nennt man eine kleine Art von Fischottern. Er muß wohl ein frommes Thier sein, weil er das ganze Jahr lauter katholische Fastenspeise verzehrt, Fische, Krebse. Um solchen Preis würden viele gern fromm werden wenns nicht mehr brauchte.

Ochse. Er ist sicher eines der nützlichsten Thiere, obgleich Verstand und Aufklärung nicht seine Sache ist. Aber es rühmen sich viele der Aufklärung und Bildung, die viel weniger nützen als ein Ochse.

Pommehund. Es sind lebhafte, rührige, aber oft auch häßliche Thiere, die jedem Verübergehenden in die Beine schießen, und wenigstens ihn feindselig anbellen. Gäbe es nur nicht Menschen die es eben so machen! Aber könnt oder dürft ihr die beifigen Hunde nicht töd schlagen, so geht still vorüber und verachtet sie! 's sind halt nur Hunde!

Röß. Wahrlich eines der schönsten, nützlichsten und edelsten Thiere. Arbeiten wie ein Röß, heißt sprichwörtlich, unermüdet und kräftig arbeiten. O gäb es doch unter den Menschen viel solche Rosse!

Das Schaf nützt uns durch seine Wolle, sein Fleisch, wohl auch durch seine Milch, seine Gedärme u. s. w. Nur die zweibeinigen taugen nicht viel.

Der Tiger, sagt man, mordet oft nur um zu morden, nicht um seinen Hunger zu stillen. Es ist doch die ärteste Teufelei Menschen zu quälen und zu plagen, und sich dann noch zu rühmen: då ha:ni recht taub g'macht!

Urochs; so heißt der eigentliche Stammbaeter unsers Hornviehes. Er ist als Original uns unbekannt geworden.

Bielfräß ist ein fremdes, seltenes Thier! In unserem Lande giebts keine, als höchstens zweibeinige. Mehr giebts Bielsaufer!

Der Wolf wird gejagt, se bald er sich irgendwo blicken läßt, weil er dann und wann ein Schaf stiehlt. Aber, wer macht Jagd auf diejenigen, die den Leuten das Geld aus dem Sack stehlen, mit List, Betrug, Prozessen ic. Das alte Sprichwort sagt: die kleinen Schelme ic. Im X und Y giebts keine Thiere! Es giebt auch Menschen, die weder in den X noch in den Y, kurz nirgendshin passen.

Das Zebra ist eine Art wilder Esel, die aber ein schönes Fell hat. Es giebt

F

viele, sowohl wilde als zahme Esel, die nicht einmal soviel von sich zu rühmen haben.

Wer jezt nit cha das ABC
Der gang i d'Schul u lers no meh.

Leidtragen.

Wenn uns jemand stirbt, so müssen wir Leid tragen; das heißt: wir müssen etwas Schwarzes an unserer Kleidung haben, und wers nicht thäte, e was würde die Welt sagen! Ob ihm vielleicht das Herz im Leibe lacht, das ist gleichviel! Wenns nur schwarz ist! Und warum gerade schwarz? Es ist sonderbar wie man mit dieser Farbe so allerlei Begriffe verbindet. Schwarz soll die Kleidung der Geistlichen sein und auch der Gemeinen an festlichen Tagen! Schwarz ist jezt die Mönchfarbe und der größte Pus, und die nämlichen Kleidungen erscheinen auf dem Tanzplatze und in der Kirche! Die schwarzen Kakken sollen Hexen sein, Mancher verdammt die Schwarzen in der Politik und ic. Was soll denn die schwarze Farbe, wenn sie keine bestimmte Bedeutung hat? „Ja, sagt ihr, schwarz bedeutet Traurigkeit.“ Aber die Aegyptier kleideten sich zur Trauer gelb, wie das abfallende Laub, in China ist die Leidfarbe weiß, als Zeichen daß die Verstorbenen rein und unsterblich seien. Die Türken trauren blau, nach der Farbe des Himmels, und so hat jedes Land eine andere Farbe. Was will das sagen? Erstlich wird von selbst dem Leser das Sprichwort befallen: wo's der Brauch ist singt man den Pumpernickel in der Kirche. Zum andern: das wahre Leid, liegt nicht im Kleid, nur in des Herzens Traurigkeit.

Glocken und Läuten.

Obs wohl andern auch so geht wie mir? Wenn ich ein schönes Kirchengeläute höre, so führt sich mein Herz im Innersten, und ich denke, wer zuerst Glocken brauchte um die Leute zur Kirche zu rufen, der verstand sich recht gut auf den Menschen. Aber die Glocken sind theuer! Manche Gemeinde würde gerne ein schönes Geläute haben, wenn sie's vermbüchte. Der Vore, der seine G'wundernase in alle Bücher steckt, will nur von einigen Erfindungen reden, die dahin dienen.

In den berühmten preussischen Eisengießereien wurden im Jahre 1812 eiserne Glocken gegossen, die viel wohlfeiler sind als die von gewöhnlichem Glockenmetal, und doch im Klange sie zum Theil noch übertreffen. In Amerika sollen Glocken von Stahl gemacht werden, und zwar viereckige, die so leicht sind daß ein Kind sie läuten kann, und doch sehr hell tönen. Merkwürdig ist auch die Erfindung eines Amerikaners, wodurch der Preis der Glocken um drei Vierttheile, oder vier Fünfttheile herabgesetzt wird. Das Ganze ist ein Triangel, aus stählernen Stangen zusammengesetzt, der an einem Ende aufgehängt wird. Drei Hämmer von verschiedener Größe, in der Mitte des Instruments angebracht, schlagen, mittelst Bewegung eines Saitels, auf die Grundfläche, und bringen dadurch den eindringenden und lieblichen Ton der Glocken hervor.

Der Leser hat wohl schon in einem Herrenhause eine Stockuhr gehört, deren Schlag tönt, wie eine große, aber gedämpfte Glocke. Es sind ebenfalls Stahlfedern statt Glöcklein darin, und so kann man wohl

ohne Glocken auch im Großen etwas ähnliches versuchen. Sind wir nun einmal im Kirchturme, so sprechen wir auch von den

Uhrwerken.

Es ist eine feine Sache, wenn in einer Kirche eine gute Schlaguhr ist, die dem ganzen Dorfe sagt, wenns Zeit ist an die Arbeit, zum Mittagessen und zum Feierabend. Soll aber eine solche Uhr ihren Dienst ganz leisten, so muß sie richtig gehn. Da aber das Del, der Staub, die Wärme, die Kälte, der Wind und andere Dinge gar viel am richtigen Gange verändern, so findet man fast überall Sonnenuhren an den Kirchen, nach denen die Thurmuhrr gerichtet wird. Da aber ferner die Sonnenuhren oft nicht genau gemacht, oft in Folge der Zeit verrückt sind, so sollten sie immer von Zeit zu Zeit von recht Sachverständigen untersucht und berichtiget werden. Auch ist zu merken daß nur die Mittagsstunde völlige Sicherheit gewährt. Eine kuriose Sonnenuhr sah der Bote, als er vor mehr als 30 Jahren zu Paris war. Da war ein Brennglas dergestalt auf das Zündloch einer Zwölfspfünder Kanone gerichtet, daß der Schuß gerade um 12 Uhr los gieng. Das tönte weiter als keine Uhr, und wußte jedermann wenns Mittag war, heißt das sofern die Sonne schien.

Es giebt aber auch gar künstliche Uhren, die vielmehr sagen als Stunden und Halbe und Viertel. Z. B. eine Uhr wo man auch in der finstern Nacht sieht, wie viel Zeit es ist. Daran ist kein Zeiger, sondern das Zifferblat selbst bewegt sich, die Zahlen sind durchbrochen, und des Nachts steht eine angezündete Laterne hinter denselben,

und die Zahlen rücken zu rechter Zeit vor das Licht. Will der Leser aber eine rechte künstliche Uhr sehen, die ihm den ganzen Kalender vor Augen stellt, den Monat, Wochentag, den Stand des Mondes, die zwölf himmlischen Zeichen und noch viel anderes, so braucht er nicht weit zu laufen. Er findet das zu Bern beim Zeitglocken-Thurm alles beisammen. In manchen Thürmen, zumal in Holland findet man auch künstliche Glockenspiele, die bei jeder Stunde ein Stück aufspielen. Das mag für den Anfang hübsch genug zu hören sein. In die Länge wirds aber doch langweilig, weil immer die nämlichen Stücke wiederkehren. Merk hierbei: 1) der menschliche Verstand hat vieles möglich gemacht, das man ehedem für unmöglich hielt. 2) Der menschliche Verstand wird noch mehr Dinge erfinden, die wir jetzt vielleicht für unmöglich halten. 3) Und darum ist's so viel werth seinen Verstand auszubilden, weil damit nicht nur Geld und Ehre erworben, sondern sehr viel Gutes und Nützliches verrichtet werden kann.

Angeführt wie's recht ist.

Die Bäcker in Lyon schicken einmal ihre Abgeordneten zum Vorsteher der dortigen Handelschaft, und bitten daß er den Preis des Brodtes erhöhe. Sie wußten mancherlei Gründe anzuführen, er wollte die Sache zuerst untersuchen, und als sie weggingen, ließen sie geschickt einen Seckel mit 200 Duplonen auf dem Tische liegen! Nach einigen Tagen kommen sie wieder, in der schönsten Hoffnung das Gold werde ihr kräftiger Fürsprecher sein. Aber wie lautet die Antwort? „Meine Herren, ich

„habe ihre Gründe auf der Wage der
„Gerechtigkeit abgewogen, und zu leicht
„befunden. Ich glaube nicht, daß man mit
„einer erkünstelten Theurung das Volk
„drücken soll. Uebrigens hab ich euer
„Geld unter die hiesigen Spitäler vertheilt;
„ich dachte das wäre ja wohl eure Absicht
„gewesen. Ich fand aber, ihr müsset doch
„nicht eben viel auf euerm Brod verspielen,
„wenn ihr so reiche Allmosen geben könnt.“

Klaglied.

Ihr schattigen Gebüsche
Vernehmt mein Klaggeschrei.
Auch ihr, ihr stummen Fische,
Stimmt meinen Seufzern bei.
Beweint in bittern Klagen
Des Schicksals Tyrannet.
Ich kanns vor Schmerz kaum sagen!
Mein Trinkglas ist entzwei.

Dito, auf Frauenzimmer-Manier.

Himmel! Erde! Luft und Meer!
Nehmet Theil an meinen Schmerzen!
Tod betrübt bin ich im Herzen!
Ach! Mein Schoshund lebt nicht mehr.

Entenjagd in Sibirien.

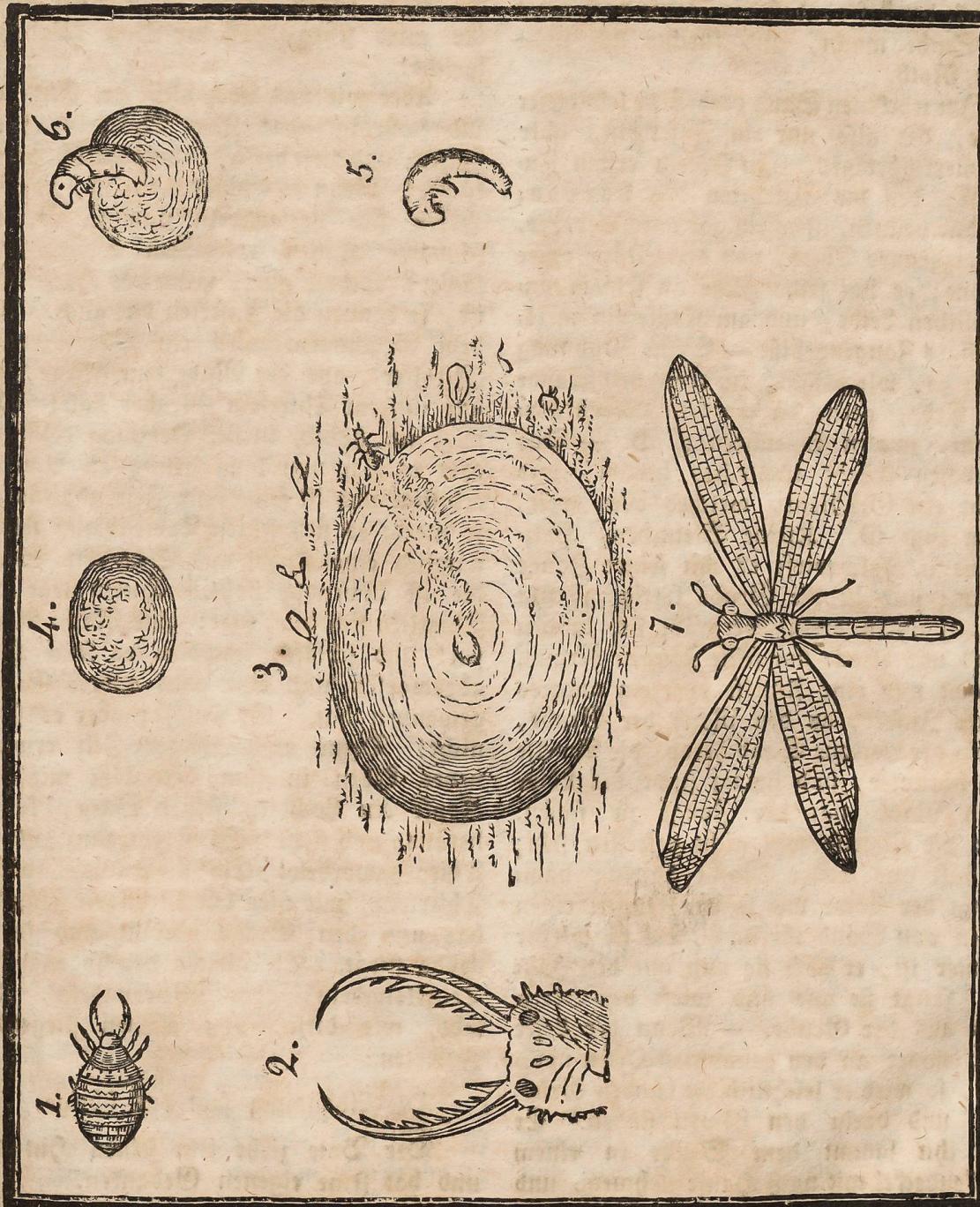
In der Nähe der Stadt Ochotsk in
Sibirien giebt es eine Art wilder Enten,
welche Turpan genannt werden, und in
ungeheurer Anzahl an den Ufern im Meere
leben. Bei dem Mausern verliert dieser
Vogel die Schwungfedern in den Flügeln,
und kann also dann nicht fliegen. Hat
der Commandant die Erlaubniß zur Jagd
ertheilt, so rudern am frühesten Morgen
an 50 kleine Schifflein ins Meer hinaus.
Nachmittags kehren sie mit der Fluth zu-

rück, und treiben einen ungeheuren Schwarm
Enten vor sich her dem Lande zu, in die
Bay. Die Schifflein mehren sich bis auf
200 und tritt nun mit der Ebbe das Wasser
zurück, so bleiben die Schifflein wie die
Vögel, mit bloß 6 Zoll Wasser auf dem
Grunde. Auf ein gegebenes Zeichen fährt
nun alles auf die Enten los. Einige mit
Nezzen, andere mit Schlingen (Ferschen)
andere mit Prügeln, jeder wie ihm am
bequemsten ist. Das giebt nun wirklich
ein lächerliches Gewühl durcheinander.
Jeder sucht soviel zu erhaschen als möglich,
man stößt sich, man schlägt nach einer
Ente und trifft einen Nachbar; Lachen,
Geschrei, Jauchzen und besonders das
Geschüttter der Enten, — nein der Weiber,
sammt dem lauten Geschrei der Seevögel,
die in großen Schaaren den Leuten über
den Köpfen schwärmen, das alles macht
einen ganz eigenen Auftritt aus. Es sind
bei einer solchen Jagd schon an die 5000
Stück erlegt worden.

Der Ameisen-Löwe.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung).

Wenn an einem Jahrmarkte fremde
Thiere um Geld zu sehen sind, so läßt
sich ein gescheider Mann ein Paar Löwen
nicht reuen. Er geht hin, besieht die Löwen
und Tiger und Panther, und denkt: der
liebe Gott hat doch mancherlei wunderbare
Thiere erschaffen. Der Bote will gerne,
zwar nicht ein Paar Löwen, aber doch
neuen Dank verdienen, wenn er euch ein
merkwürdiges Thier kennen lehrt, das wohl
die wenigsten kennen, obgleich es auch in
unserm Lande zu finden ist. Was! Löwen
in unserm Lande? Nicht anders! Nur



1) Das Kind ist in seiner natürlichen Größe; 2) der Kopf, sehr vergrößert; 3) das Kind in seiner Größe, wie es Kindheit jagt; 4) die Augen machen es sich verändert; 5) Gestalt des Kindes in der Fügel; 6) wie es heraus stricht; 7) das fliegende Kind ist. —

bedenke der Leser, daß der Name noch nicht die Sache macht, und fürchte sich nicht ohne Noth.

Im trockenen Sand oder Erde lebt dieser Löwe, der also nur ein Insekt ist, aber ein merkwürdiges. In seinem ersten Zustande, den die Gelehrten den Larvenzustand nennen, ist es ein gar unscheinbares, schwarzgraues Thier, von der Größe einer Bohne; es hat sechs Füße an seinem unsymmetrischen Leibe, und am Kopfe ein merkwürdiges Zangengebiß. — Seine Wohnung macht es, wie gesagt, im trockenen Sande oder Erde, gerne da wo kein Regen hinkommt, untern Speichern z. B. — Das Thierchen kriecht rückwärts herum, und macht ein Grüblein, welches oben weit, unten enge ist. Kleine Steinchen, Holzspähne u. dgl. wirft es mit seiner Zange heraus; und ist die Grube fertig, so sitzt er ganz unten drin, vergräbt sich in den Sand und streckt nur seine Zangen heraus. Kommt nun eine Ameise oder ein anderes kleines Insekt, an den Rand der Grube, so rollt der trockene Sand herab, die Ameise fällt hinunter, und hurtig sucht der Löwe seinen Raub mit der Zange zu fassen. Aber die Ameise will nicht gefressen sein; sie läuft aus voller Macht davon; dann sprengt der Löwe mit seinen Zangen einen Regen von Sand ihr nach, bis sie wieder herunter ist, er pakt sie nun mit den Zangen, saugt sie aus und wirft den leeren Salg aus der Grube. — Wenn der Leser im Sommer an den genannten Orten nachsucht, so wird er leichtlich die runden Grüblein, und darin den Löwen finden. Er kann ihn sammt dem Sande in einem Trückendeckel mit nach Hause nehmen, und dann selber beobachten wie geschickt das

Thierlein seinen Raub zu fangen weiß. Er wird sehen, daß der Vöte Wahrheit spricht!

Aber wir sind noch nicht am Ende der Merkwürdigkeiten! Das Thierlein ist ein Insekt, und diese verstehen bekanntlich Hexenkünste! Wenn es einmal wahr ist, daß die Hexen sich verwandeln und z. B. als schwarze Kähen erscheinen können (ihr lachet? Schon gut!) wenn das Hexenkunst ist, so können die Insekten das auch. Aus dem Graswurm wird ein Sommervogel (Fifolter), aus der Made eine Fliege, und aus unserm Thierlein — aber halt! Das muß ich hübsch in der Ordnung erzählen. Hat es sich nun lang genug an Ameisen erlustigt und ist seine erste Zeit abgelaufen, so macht es sich seinen Todtenbaum selbst, nämlich eine Kugel aus Erde und Sand, die ist inwendig hohl. Hierin legt das Thierlein sich hin, sagt: gute Nacht Ameisen! und schläft, nachdem es seine Haut abgeworfen und eine ganz andere Gestalt gewonnen hat. Es schläft; aber es stirbt nicht! Denn nach einiger Zeit erwacht neues Leben in ihm, es stößt mit dem Kopfe ein Loch in seinen Sarg, kriecht heraus, und siehe! Es ist ein ganz anderes Thier geworden! Ein fliegendes hübsches Thierlein, mit vier durchsichtigen Flügeln, das nun den Staub verläßt und in die Höhe fliegt. Es gleicht den sogenannten Teufelsnadeln, oder Weibernadeln, und lebt, wie diese, von kleinen stiegenden Insekten.

Die Abbildung sagt das übrige.

Der Vöte zieht jetzt seinen Hut ab, und hat seine eigenen Gedanken.

Wörterbuch.

(Fortsetzung).

Der Bückling. Das Wort hat zweierlei ganz verschiedene Bedeutungen. 1) Die ehrbietige Verneigung vor Leuten, denen man Ehre beweisen will, kommt stark in Abgang, weil je länger je mehr jeder nur sich selber die Ehre gönnt. 2) Heißt es ein geräucherter Haring, von einem Holländer, der das Räuchern erfunden und Beukelsen oder so was geheißen habe.

Der Bulle und die Bulle. Zwei ganz verschiedene Dinge. Mit dem männlichen Artikel der, bedeutet es in Deutschland das was wir Wucherstier, Runi heißen. Die Bulle ist eigentlich: a) ein erhabenes Siegel von Wachs oder Metall an öffentlichen Urkunden; b) eine solche, mit dergleichen Siegel verschene Urkunde selbst; c) besonders die vom Papste zu Rom ausgehenden Briefe mit solchem Siegel.

Im Buchstaben E

kommen zwar wenige, aber meist fremde Worte vor.

Die Cabale, geheime Umrüste, Verbindung mehrerer zu einem bösen Zwecke. Zeitwort: cabalieren.

Das Cabinet: überhaupt ein kleines Zimmer. Besonders 1) in den fürstlichen Wohnungen, ein Zimmer, in welchem sich der Fürst selbst aufzuhalten pflegt, um zu arbeiten. 2) Der Fürst und seine Minister, die engere Regierung, daher: das preussische — österreichische Cabinet. 3) Ein Zimmer, in welchem Seltenheiten aufbewahrt werden, z. B. ein Naturalien-

Cabinet, womit man manchmal die Sammlung selbst bezeichnet. 4) Auch ein kleines Gebäude in einem Garten.

Der Cadet. Manche brauchen dieses Wort ganz ohne Sinn.

„Das ist mir e subere Cadet!“ Ganz verkehrt, denn es bezeichnet einen jungen adelichen Herrn, der zum Kriegsdienst erzogen wird. Also Respekt!

Calciniren; etwas in Kalch verwandeln; z. B. das Blei, dessen Kalk Bleiweiß heißt.

Calculiren: rechnen, berechnen.

Der Colibat. Es bedeutet den ledigen unverheiratheten Stand, der bei den katholischen Geistlichen Gesetz ist.

Der Caliber; einige sagen: das; bedeutet die Weite der Mündung eines Geschüzes, auch die Größe der Kugel.

Die Campagne (Kampanje) ein Feldzug. Auch werden oft die Landgüter der Städter so genannt. Beides kommt vom lateinischen Worte campus, Feld.

Der Canaster. Eigentlich soll nur die beste Art Rauchtabak so heißen, weil er in seiner Heimat in geflochtenen Körben verschickt wird, welche Canaster heißen. — Aber mancher Fabrikant tauscht auch das gemeinste Stinkkraut mit dem Namen Canaster, so daß das Wort eigentlich jetzt nichts mehr bedeutet.

Der Cannibal, ein Bewohner der Caraibischen Inseln. Da diese gebildeten Leute ihre erschlagenen Feinde zu fressen pflegten, so nennt man jeden grausamen Menschen einen Cannibalen; cannibalisch.

Die Cantate. Ein Gedicht zum Singen, wobei aber Arien und Recitative und dergleichen abwechseln.

Der Cantor. Buchstäßtch: der

Sänger. Eigentlich diejenigen, die eine Orgel- oder Instrumentalmusik in Kirchen und Schulen beaufsichtigen und leiten.

Das Cap. Ein Vorgebirge, ein schmales Stück Land das ins Meer hinein geht.

Die Cappelle. 1) Eine kleine Kirche; (wir sagen Chappelli) daher der Cappellan, Kaplan, der Geistliche der dieselbe bedient. 2) Eine Gesellschaft Tonkünstler, die bei einem großen Herrn angestellt sind, und deren Meister der Capellmeister heißt. 3) Heißt Cappelle auch eine kleine Art flacher Ziegel, worin Silber und Gold probiert wird.

Der Caper. 1) Ein privilegirter Seeräuber. Und das ist doch kurios, daß man Räuber privilegiert! 2) Das Schiff mit dem er Caperei treibt! Daher heißt 3) capern, etwas mit List und Hertigkeit gewinnen.

(Fortsetzung folgt).

Die gelehrte Frau.

Maria Catharina Verardi lebte in Genua, und studirte schon als vierjähriges Mädchen mit auffallendem Erfolg die Redekunst. — Nun verstehen zwar die weiblichen Jungen das Reden nicht übel; aber — die Redekunst ist doch etwas anderes! Nachher hat sie Philosophie studiert, und schon nach drei Monaten öffentlich philosophische Sätze vertheidiget, und, ich will wetten, sie hat immer Recht behalten. Denn wenn die Frauen, die nie Philosophie studirten, doch immer Recht haben, was muß denn eine so gelehrte junge, vielleicht sogar hübsche Dame nicht erst für Recht haben! Wie glücklich kann sich der Mann preisen, der eine so gelehrte Frau kriegt.

O du liebe Einfalt!

In einem Prozeß wurden mehrere Zeugen aufgeführt. Einer davon, ein Fuhrknecht, war gar gewundrig wie das vor Gericht zugehe, und drängte sich ganz hervor. Der Richter fragt ihn: seid ihr auch von denen, welche Klage führen? „Verzieht Herr,“ antwortete dieser: „ich führe nur Mist!“

Der ist nicht einfältig.

Ein reicher Herr hatte eben ein kostbares, ganz vorzügliches Fernglas erhalten. In der Freude darüber sagt er zu seinem Bedienten, um ihn zu necken: Guck einmal hinein! Dort unten am Leberberg sieht eine Fliege auf einem Stein. Der Knecht guckt, und sagt kein Wort. Nun, fragt der Herr — siehst du? Ja, antwortet der Knecht ganz trocken: die Fliege seh ich recht gut, aber den Berg nicht!

Die Mühle ohne Mehl.

Der Bote mußte einmal unglücklicher Weise bei einem Waschhause unter Dach stehen, als ein gewaltiger Platzregen herabströmte. Da kam ich aber, wie man sagt, vom Regen unter das Dachtrauf; denn die Weiber versührten ein Geklapper, daß ich gerne im Regen davon gelaufen wäre, hätte ich nicht meine Brieffächer schonen wollen. Endlich fragt ein junges Weib, das mir vermutlich ansah, daß ich allerlei dachte: wie dünkt dich, Bote? Zum Glück war der Regen eben am Aufhören. Ich machte mich also marschfertig und sagte: es dünkt mich, ich höre eine Mühle klappern, aber ich sehe kein Mehl!

Mäsigkeitsvereine.

Dieser Name, so neu er klingen mag, ist doch gleich beim ersten Blicke Jedermann verständlich. Gegen das häflichste aller Laster, gegen die Bölleret, vermag die bloße Lehre und das Beispiel des Einzelnen nichts mehr, wenn ganze Gegenden und Länderstriche von demselben angesteckt sind. Es bedarf mehr, als eines Vorsatzes, um der Verlockung reizender, sinnbenebelnder Getränke zu widerstehen, wenn man eine Zeit lang dieselben im Uebermaße gekostet hat. Namentlich ist dieses bei dem Brantweine der Fall. Weil er durch seine Schärfe und Stärke den ganzen Körper angreift und alle Nerven aufs äußerste spannt, weil er das Blut in fieberhafte Wallung setzt, so tritt bald nach dem Genusse desselben eine Abspannung, eine Mattigkeit in allen Gliedern ein. Arme und Beine zittern, vor den Augen schwindelt Alles umher, weil die Sehnen angegriffen sind, wir fühlen eine Uebelkeit im Magen und der ganze Kopf ist uns dumpf und schwer und träge. Um aus diesem unerträglichen Zustande der erbärmlichsten Schaffheit herauszukommen, gibt es dann kein anderes Mittel, als von Neuem zu trinken. Das natürliche, reine Feuer ist in uns erloschen, und so nehmen wir zu einem künstlichen, verzehrenden unsere Zuflucht; die natürliche Kraft ist verschwunden, wir suchen ein Mittel, welches uns unseren Jammerzustand vergessen mache, und so kommt der Mensch halb aus Leidenschaft und halb aus Verzweiflung zum Laster der Bölleret.

Leider wissen wir Alle, was ein betrunkener Mensch für ein tiefsunkenes Geschöpf ist; ja — leider wissen wir noch mehr! Wir

haben es erlebt und erleben es täglich, wie ganze Trinkstuben von solchen elenden wankenden Gestalten angefüllt sind und es gibt ganze Gemeinden, in welchen diese Verwesenheit ganz schamlos getrieben wird. Laßt uns das Auge wegwenden von solchen Schandflecken der Menschheit. Wir wollen das Verderben nicht malen, welches die Trunkenheit begleitet, die Sünden nicht aufzählen, welche ihr nachfolgen. Wir wollen uns lieber nach einem Mittel umsehen, welches abhelfen kann und das haben ganze Gemeinden eben in der Errichtung von „Mäsigkeitsvereinen“ gefunden.

Wo, wie wir oben schon sagten, der Vorsatz des Einzelnen zu schwach und das Beispiel eines Einzelnen zu unwirksam ist, da müssen die Edleren und Besseren zusammen treten und gemeinschaftlich abhelfen. In Amerika kamen solche Vereine zuerst auf und haben bis jetzt viel Erfreuliches geleistet.

Schon bald nach der Entdeckung von Amerika haben die gewinnstüchtigen Europäer alle Mittel angewandt, die dortigen Eingebornen, welche von Natur ein edler Menschenstamm sind, zu ihren Sklaven zu machen. Durch keine Grausamkeit gelang ihnen dies besser, als durch betäubende, berauschende Getränke und jene Naturkinder genossen in Unschuld das Gift, welches gewissenlose Europäer ihnen darreichten. Ganze Völkerstämme heizte man in ihrer Trunkenheit gegen einander und die armen Verführten zerfleischten und mordeten sich mit Tigerlust. So wurden sie bald schwach an Leib und Seele und dann leicht die Sklaven der Europäer. Das Laster des Trunkes ist dort geblieben bis auf die neueste Zeit und die meisten Verbrechen und Frevel waren bis jetzt dort eine Folge der Bölleret.

In Kamtschaka, welches die Russen besüßen, machten es die russischen Kaufleute ebenso. Ein Reisender (Krusenstern) erzählt, daß man den dortigen Eingeborenen jedesmal Schnapps gäbe, um sie nachher zu überlisten und bereits seien zwei Drittheil der Einwohner allein durch den Genuss dieses Getränktes ganz vertilgt und das noch übrige Drittheil größtentheils krüppelhaft und gestesblöde. Das Land sei so verdorben, daß hier wohl schwerlich Hoffnung zur Besserung sei. Es scheint auch nicht, daß Russland bemüht sei, das Verderben, welches es dorthin gebracht und den Fluch, den es verdient, durch weise und strenge Einrichungen in Segen umzuwandeln.

Mäßigkeitsvereine finden bis jetzt allein in Nordamerika statt. Es sind 21 Hauptgesellschaften, welche über 4000 Unterabtheilungen haben. Bereits nehmen an 2 Millionen Menschen daran Theil und ihr erster und fester Grundsatz ist, dem Genusse des Branntweines, Rum's ic. gänzlich zu entsagen und ihn wieder, wie vor 400 Jahren, lediglich als Arznei anzusehen, die man nicht genießen dürfe, ohne nach Vorschrift des Arztes.

650 Seeschiffe untersagten sich allen Gebrauch jener Getränke, und nahmen keine andere Kapitaine, Steuerleute und Matrosen in Dienst, als die sich dem Vereine anschlossen.

Selbst die Jungfrauen entschlossen sich, nur Männer zu heirathen, welche zu diesem Vereine gehörten und schon erstarckt eine rüstigere Jugend in den Vereinigten Staaten.

Mäßigkeit war in älteren Zeiten eine so schöne Tugend, daß Volkslehrer und Propheten sie nicht bloß zum Sittengesetze erhoben, sondern aus der Uebung der Mäßigkeit und

Enthaltsamkeit eine Art religiöser Feier machten. Verordnete nicht Moses eigne Fasttage, um dem Volke auf eine bildliche Weise den Werth der Nüchternheit zu zeigen? Verbot nicht Mahomed den Genuss aller geistigen Getränke, indem er sagte: „Gott ist ein Gott der Stärke und will nur tapfere Menschen zu seinen Verehrern, „Wein aber und Rausch machen den Menschen schwach und feige, und Trunkenheit zehret die Lenden des Mannes auf?“ — Will unsere christliche Religion etwas Anderes, als Besonnenheit und Wachsamkeit und raubt nicht die Vollerei alle Besinnung, alles Selbstbewußtsein?

Eine Schande wäre es freilich, wenn auch wir Schweizer noch solcher Gesetze und Vereine nöthig hätten, aber lasst uns einmal redlich die Frage darnach stellen und hören, wie die Antwort ausfällt. Ein Laster hört dadurch nicht auf, daß man es heimlich treibt, daß man es versteckt, sondern dadurch, daß man es hervorzieht und ausrottet.

Der muthige Entschluß eines freien Volkes vermag viel und glücklich das Land, welches Kraft zur Selbsthülfe besitzt !!

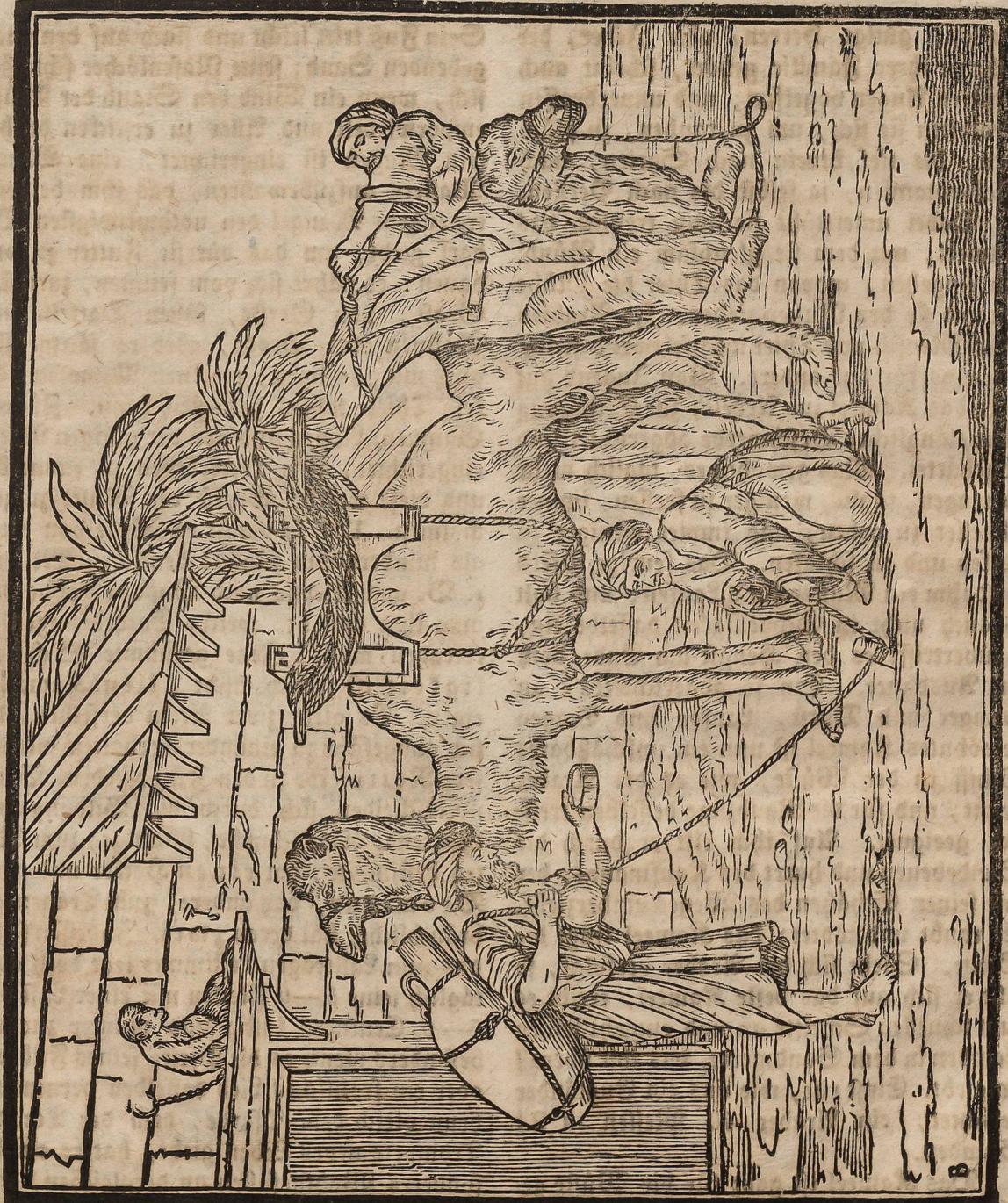
Der Araber und sein Kameel.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Die Araber in dem nördlichsten wüsten Theile ihres Vaterlandes suchten schon seit Jahrtausenden mehr oder weniger sich durch Räubereien zu ernähren. So menschlich, mitleidig, treu und uneigennützig sie unter einander sind, so wild und habösüchtig zeigen sich dieselben gegen Fremde. Gastfreudlich, edelmüthig unter ihrem Zelte daheim, sind sie blutdürstige Feinde der nahen Länder. Zu Hause sind sie zärtliche Väter, gute

öser
ses
ild:
e zu
Gee
gte:
nut
en,
Den
heit
—
An:
ich:
alle
einn
and
ein:
hö:
ster
lich
da:
tet.
en,
nd,

sten
seit
ich,
iter
gen
nd,
m,
er.
we



52

Gatten, gütige Herren, aber Jeder, der nicht zu ihrer Familie gehört, scheint auch in ihren Augen vogelfrei; und unverdrossen verbreiten sie sich, um zu rauben, zu plündern, bis tief hinein nach Syrien, nach Mesopotamien, ja selbst bis nach Persien.

Dabei unterstützt sie nun treulich das Kameel, mit dem sie gleichsam ein Bündnis eingehen, wovon das Thier die Mühe hat und sie den Nutzen ziehen. In Arabien leben Mensch und Thier wechselseitig gleichsam eins für das andere. Von Jugend auf wird das Kameel zur Arbeit, zur Ertragung lebenslängerlicher Beschwerde abgerichtet und abgehärtet. Man gewöhnt es, täglich mehr zu tragen, täglich weniger zu fressen, immer schneller zu gehen, und immer weniger zu saufen und zu schlafen. Das feurige Pferd wird ihm ein Muster für's Laufen; und holt es auch nicht in Schnelligkeit dasselbe ein, so übertrefft es den Hengst am Ende doch an Ausdauer. Ein so abgerichtetes, an Hunger und Durst, Laufen und Tragen gewöhntes Kameel ist nun ein unschätzbares Schiff in der Wüste, wie es der Araber nennt, und für die Raubzüge desselben trefflich geeignet. Auf ihm eilt er durch die Sandebenen und harrt des Kaufmanns, der mit seinen Schähen des Weges einherzieht. Er raubt und tödtet; das Kameel trägt die Beute. Sieht sich der Araber verfolgt, so setzt er sich auf das beste Kameel, treibt es zum schnellen Schritte an und entgeht seinen Feinden in dem Sandmeere, das ihn überall umgibt. Einst ritt, wie uns ein Engländer berichtet, ein Araber 40 Meilen in 24 Stunden.

Das Kameel ist ganz für die Wüste geschaffen. Es kann die größten Beschwerden tragen, ohne davon angegriffen zu werden.

Sein Fuß tritt leicht und flach auf den nachgebenden Sand; seine Nasenlöcher schließen sich, wenn ein Wind den Staub der Wüste emporwirbelt und Alles zu ersticken droht; sein Magen ist eingerichtet, eine Menge Wassers aufzubewahren, das ihm bei einem trendem Mangel den nothwendigsten Bedarf giebt, um das dürrste Futter zu vertragen: es nährt sich vom feinsten, zartesten Grase, von Gerste, süßen Datteln und Bohnen oder Brode, aber es sättigt sich auch mit stachligen, trocknen Mimosen, die kein Thier anders genießen kann. Zähne, Gaumen, Lippen sind von der gütigen Natur eingerichtet, jene Leckerbissen zu schmecken und diese trockne Speise der Wüste zu zermaulmen. Und so macht es Wege von mehr als hundert und fünfzig deutschen Meilen, z. B. von Aleppo nach Bassora, ohne daß man ihm ansieht, welche Entbehrungen es ertragen muß. Jene gerühmte Schnelligkeit ist jedoch nicht allen Kameelen eigen. Es giebt zwei Arten derselben, die sich ohngefähr zu einander verhalten wie unsere Reitpferde zu den Zugpferden. Beide unterscheiden sich durch die Bildung des Rückens. Das schnelle, flüchtige, zum Reiten bestimmte, hat einen Höcker und heißt Dromedar, das andere, zum Tragen gebräuchliche, hat deren zwei. Indessen selbst das zum Lasttragen bestimmte legt doch auch täglich seine 5—6 Meilen mit einer Last von 5—6 Centnern lustig und munter zurück, besonders wenn es die Pfeife seines Führers oder ein fröhliches Lied desselben vernimmt, denn gleich dem Pferde, dem der Ton der Trompete neues Leben giebt, hat es ein besonderes Wohlgefallen an dergleichen, und was nicht Peitsche und Sporn vermöchten, thut so ein munterer Gesang und Klang.

Jetzt kommt es endlich an, wo die Karawane raslet, seine Bürde wird ihm abgenommen, und eine Hand voll Gerste oder ein Stück Gerstenbrot belohnt seinen Eifer, mit dem es am folgenden Tage aufs Neue Hitz, Durst und Hunger und die schwere Last trägt. Wie sie ihm aufgelegt wird, zeigt unser Bild. Um den Werth dieses Thieres noch mehr zu erhöhen, gab ihm die Natur eine dauerhafte Gesundheit und ein langes Leben. Im Ganzen ist das Kameel friedlich, gehorsam und keinesweges boshaft. Doch würde es, mit zu großer Last überladen, eher den Schlägen erliegen, als zum Aufstehen zu bewegen sein. Wenn die Brunstzeit ist, so pflegt es leicht zu beißen, was bei seinem starken, schneidenden, zum Theil hakenförmigen Gebisse oft gefährliche Wunden verursachen kann. Das Fleisch der Kameele wird als sehr nährend und wohlgeschmeckend geschildert. Im ägyptischen Feldzuge (1797) ließ der französische Oberwundarzt Larrey alle verwundeten Kameele schlachten, um die Kranken mit ihrem Fleische und der Brühe desselben zu nähren. Das Pferd giebt bei weitem nicht so kräftige Nahrung. In der Regel wird das Kameel aber nicht geschlachtet, denn ein junges Thier ist zu nützlich, um gegessen zu werden, und ein von Krankheit oder Alter unbrauchbar gewordenes nicht einladend genug.

Der Blocksberg.

Ich gieng durch einen Eichenwald,
Im Denken tief versunken;
Es war schon Nacht, der Wind blies kalt,
Der Sterne goldne Funken,
Sie schienen hoch vom Himmel 'rab
Mir Frieden in die Seele;

Und ich ging meinen stillen Trab,
Dass ich des Wegs nicht fehle.
Horch! Da erhebt im Walde sich
Ein Sausen und ein Grausen!
Es tobte gar zu fürchterlich!
Mich packte Schreck und Grausen.
Es war als ob ein tobend Meer
Die Welt verschlingen sollte,
Und Satanas mit seinem Heer
Ein Volksfest feiern wollte.
Aha! Walpurgis Nacht, im Mai,
Wo Hexen, Jung' und Alte,
Zum Blocksberg fahren mit Juhe!
Und Freudenfeste halten.
Drum höret an, ihr Herr'n und Frau'n,
Was ich jetzt will erzählen.
Ich weiß der Schrecken und das Graun
Wird euch dabei nicht fehlen.
Ihr denkt vielleicht: „wir wissen schon!“
„Auf Besenstiel und Gabeln
Fährt ja das Hexenpack davon.
Wir kennen solche Fabeln.“
Ihr irrt! Die Zeiten sind vorbei
Wo unsre schönen Damen
Haushaltungswerkzeug allerlei
In ihre Hände nahmen.
Gar hochgebildet ist ihr Sinn,
In unsern goldnen Jahren,
Darum sie auch zum Blocksberg hir
Mit anderm Fuhrwerk fahren.

Ein Lufiballon an jedem Arm
Mamselchen kam geslogen;
Sie hatte — denn so was giebt warm —
Auch Hosen angezogen.
Ein Cavallier en Unissem
Kam ihr gleich nachgeschwommen!
Dem hatte sie — Das ist enorm!
Sogar das Herz genommen.

Das Mode-Journal diente auch
Vlanch schönem Kind zu Flügeln,
Doch flog damit auch Musje Gauch
Auf zu des Blocksbergs Hügeln.

Auf einer Kake reitet da
Mamsel — hier nicht zu nennen;
Du wirst, geneigter Leser, ja
Die Kakhennärrin kennen!
Weil sie sonst nichts zu lieben hat,
— Ach! Das ist zum Erbarmen!
Hält sie an eines Liebsten Statt
Ihr Käzlein in den Armen.

Aus Kartenspiel geschickt erbaut
Kommt da ein Galla-Wagen,
Dran zieht der Ehmann, lieb und traut,
Mit leerem Herz und Magen.
Frau Mengiso fliegt auch heran,
Im neusten Modenrocke.
Sie sieht — ei schaut's! auf ihrem Mann,
Als ihrem Sündenbocke;
Und hält sich an den Hörnern fest.
Ihr graust vor einem Falle.
Je nun! Es ist das allerbest —
So sind sie doch nicht alle.

Seht die Frau Wirthin Kellernas
Bringt Wein mit für die Gäste,
Und reitet rittlings auf dem Fas
Zu Satans Jubelfeste.
Sie kennt ihn schon. Er stand beim Fas
Als sie den Durst sich löschte,
Und Wasser goss in Flasch' und Glas
Zur Aufwart ihrer Gäste.

Der Schneider auf dem Ziegenbock
Mit Scheere und mit Elle,
Trägt einen bunten Bläckli-Rock
Von Resten aus der Hölle.

Hiekt er das Bögeleisen nicht
Inbrünstig in den Armen,
Es trillte diesen leichten Wicht
Der Wind gar zum Erbarmen.

Der Dichterlinge lust'ge Schaar,
Gedunzen zum Zerplaken,
Flog auf, als spreuerleichte Waar.
Schön sangen sie wie — Kaken.
Der eigne Wind trieb sie empor,
Entgegen ihrem Lohne!
Die Müze mit dem Eselsohr
Wird droben ihre Krone.
Auch fliegen schlechte Maler viel,
Paletten statt der Flügel,
Und reitend auf dem Pinselstiel
Hinan zum Blocksberg: Hügel.

Horch! Miston kommt und falscher Klang!
Es kommt ein Heer von Zwergen,
Sie singen: „Ha! Mit Jubelsang
Ziehn wir zu jenen Bergen.
„Ha! Wie erglänzt so weit und breit
„Der Zeitungsschreiber Orden!
„Zum Berge der Unsterblichkeit
„Ist uns der Blocksberg worden.“

Hah! Jetzt Geschrei und Teufelslarm,
Wie Fuchs- und Hundsgebelle
Und Wolfsgeheul! Sinds wilde Schwärme
Von Geistern aus der Hölle?
Es gleicht ihm! Bröndzwinkel sind
Jetzt eben ausgeslogen,
Und hurtig, wie im Wirbelwind,
Dem Teufel zugezogen.
Da ist die rechte Höllensaat!
Da ist des Teufels Tempel.
Drum, wer noch ein Gewissen hat,
Nehm sich hier ein Exempel.

Es kommen ganze Schaaren noch,
Soll ich sie alle nennen?
Ihr werdet viele drunter doch
Als gute Freunde kennen.
Doch hah! welch schreckliches Gesicht!
Mir sträuben sich die Haare!
Bin ichs? Hah! bin ichs selber nicht
Der hier zum Blocksberg fahre?
Ja! Ich bins selber: muß es sein —
Der reitet auf der Krücke!
Mir fuhr der Schreck durch Mark und Bein
Und weckte mich zum Glücke.

Etwas über die Brandversicherungs-Anstalt.

(Eingesendet.)

Wenn irgend eine Anstalt eine wohlthätige genaunt werden darf, so ist es sicher diejenige, die den Brandbeschädigten ihren erlittenen Schaden vergütet. Alle Anteilnehmer an derselben machen eine Verbründung aus, die, in wahrhaft christlichem Sinne, sich verpflichtet, jeden Brandschaden gemeinsam zu tragen und sich gegenseitig zu vergüten. Desto schändlicher und unverantwortlicher aber ist's dann, wenn man hören muß, daß es Menschen giebt, die wohl gar ihre Häuser selbst anzünden, um an der Steuer der Anstalt zu gewinnen. Solche darf man doch ohne Bedenken Spitzbuben nennen! Denn er stlich ist solch ein Kerl ein schändlicher Lügner. Er giebt den Brand für unverschuldetes Unglück aus, dieweil es doch freche, selbstverschuldete Bosheit ist. Zum andern ist er ein schändlicher Betrüger, der mit einem ganz unerlaubten, sündlichen Mittel Geld gewinnen will; und schon darum verdient er das Schallenwerk so gut und besser als ein Falsch-

münzer. Er ist dritten ein Schelm an allen seinen Mitgenossen der Anstalt, und stiehlt ihnen das Geld aus dem Sack, und zwar auf eine solche Weise, die wohl den Strick verdiente, wenn Hängen noch üblich wäre. Er ist vierten darum ein schlechter Kerl, weil er mit dem allem die schöne, wohlthätige Anstalt verdächtigt, den Leuten verleidet und am Ende gar zu nichts macht; dadurch aber vielen Unglücklichen Trost und Hülfe entzieht. Endlich fünften und zuletzt ist er ein wahrer Mordbrenner, wenns auch das eigene Haus ist, das er ansteckt. Wir wollen den Schrecken, die Angst, die Unruhe, Mühe und Arbeit, die durch jeden Brand andern Leuten verursacht wird, nicht einmal rechnen; aber wie wenn der Wind das Feuer andern Häusern zuträgt, und dann vielleicht viele abbrennen? Und wo ist Sicherheit gegen solch großes Unglück? — So darf ich doch noch einmal wiederholen: solch ein Mensch ist ein Spitzbube, ein todeswürdiger Verbrecher. Freilich trostet sich solche Spitzbuben damit, daß solches Verbrechen schwerlich zu beweisen sei, und daß man ja niemand mehr am Leben strafe. Aber Geduld! Es kommt eine Zeit, wo jedem vergolten wird, was er gehan hat auf Erden; um so gewisser, je weniger die Strafe ihn hier erreichen möchte.

Denn wahrlich! Solch ein Bösewicht Entrinnet nicht dem Strafgericht.

Herr Raps.

Es nimmt mich selber wunder, in welchem Zeichen das Kindlein geboren war, das seiner Zeit Herr Raps hieß! In dem Fisch nicht; denn der ist weich, und Raps

war von jeher hart. In der Jungfrau nicht, denn diese hat er immer gehasst. Im Krebs nicht, denn bei ihm mußte es immer vorwärts gehn. In der Waage nicht, denn die soll — doch was liegt daran! Genug, er kam zur Welt, und sog schon an der Brust seiner Mutter als könnte er nie genug kriegen. In der Schule verirrte er immer mit seiner Feder in fremde Dintenfässer, und schrieb meist mit Federn, welche die andern Schüler weggeworfen hatten. Um Dinte zu sparen, wollte er auf die i keine Düpstein, und überall keine Comma und Punkte machen, bis der Schulmeister ihm den Düpflieiz aus den Fingern klopfte. Hatte irgend ein Junge einen Streich gemacht, so verkaufte er die Strafe heimlich an Raps, der eine eigene Sündentaxe aufgesetzt hatte, und 6 Öchi für einen Kreuzer, und so andere Strafen nach Verhältniß hinnahm, so daß seine Cameraden ihn den bezahlten Sündenbock nannten. Um Geld that er Alles, er fräz um 2 Kr. Maikäfer und Regenwürmer, und um 1 Bh. eine Kreuzspinne!

Als Jüngling kam er zu einem Kaufmann in die Lehre. Jetzt gieng das Rapsen erst an. Jede einzelne Kaffeebohne, jedes Pfefferkorn, das zur Erde fiel, steckte er in den Sack. Mit großer Gewandtheit wußte er auch sonst Manches zu stehlen; aber immer nur so im Kleinen, daß man nichts merkte. Keine größere Freude, als wenn ihm abgehane Briefe in die Hand fielen. Nicht nur schnitt er jedes Riemli weißen Papiers davon, sondern er klaubte mit großem Eifer das Pettschierwachs los, und sammelte die Brotsamen, die er am Lichte zusammenschmolz. Daz er sich die Finger dabei verbrannte, machte ihm nichts! — Das Unglück wollte, daß Raps durch Erb-

schaft reich ward. Jetzt erst nahm ihn der Geizteufel in die Krallen. Angst und Sorge quälten ihn Tag und Nacht. Warum schließt er Nachts sein Haus und spaziert auf der Gasse herum? Er liest den Pferdemist zusammen, und trägt ihn im Sacke nach seinem Garten. Warum geht er nie zur Kirche? Er würde ja seine besten Kleider abnützen. Warum nimmt er keine Frau? Ach! die Weiber tragen gar kostbare Kleider und die Kinder kosten viel Geld. Warum sieht sein Hund und seine Käze so verhungert aus? Damit der Hund desto machbarer sei, und die Käze desto besser mause. Warum läßt er sein Holz hinten im Hause hanen, wo fast kein Platz ist? Nur damit er alle Spählein sammeln könne. Der Herr Raps wird frank. Aber — er läßt keinen Arzt kommen, denn das kostet Geld. Er hat gehört, daß die Hungerkur gesund sei. Aber den Pfarrer bittet er fleißig zu sich, denn aus seiner Schnupfdrucke kann er vergeben Tabak nehmen. Mit großer Angelegenheit erkundigt er sich über die Begräbnisskosten, befiehlt ja keine Hoffahrt zu treiben und stirbt zuletzt vor Schrecken und Zorn, weil sein Abwart ein gemeines Trinkglas bricht.

O Raps, du armer Teufel du!
Was hast du nun gewonnen?
Im Leben fandst du keine Ruh,
Im Tod ist all's zerronnen.
Was du erschunden und erspart,
Mit Müh zusammen dir gescharret
Ist nun für dich verloren!
O weh des großen Thoren.

Das Gewitter.

Ich habe in meinem Leben manches Donnerwetter ausgehalten, und immer meins

ernsten Gedanken dabei gehabt. Aber so erbauet ward ich doch nie, als damals — wie ich kurz erzählen will. Ein gewaltiges Gewitter war über den Gärten her im Anzug, und ich trat bei einem Herrenhause oder Landgut unter Dach. Da stand der Herr Präzeptor — so sagten sie, glaub ich — mit den Kindern unter der Laube, und sah dem Wetter zu. Keines der Kinder zeigte die geringste Angstlichkeit, alle waren heiter, obschon Blitz und Donner immer näher kam, immer stärker ward. Der Herr erklärte ihnen gar schön, wie Blitz und Donner entstehen, wie gnädig der liebe Gott dafür sorge, daß von so viel hundert Blitzen so selten einer Schaden anrichte: wie hingegen ein solches Gewitter die Luft reinige, die Dünste theils verzehre, theils im Regen zur Erde schicke, darum der Gewitterregen so fruchtbar, und so das Gewitter selbst ein lauter, sprechender Zeuge von der Allmacht und Güte des Schöpfers sei! — Ja, sagte einer der Knaben, da kommt mir immer der schöne Vers zu Sinn:

Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen sind die donnernden Ge-
wölfe,
Und Blitze sein Gespann.

Jetzt war das Wetter gerade ob uns. Blitz und Donner war eins; alle waren still und ernst; kein Wort ward gesprochen. Auf einmal alles ein Feuer und ein Donnerschlag, daß die Erde bebte, und etwa hundert Schritte vom Hause war ein alter Kirschbaum zerschmettert. Da zog der Herr andächtig seine Kappe ab, und die Kinder saluteten die Hände, und ein allgemeines

Gottlob! stieg aus aller Brust. — Mit diesem Schlag war aber auch das Gewitter vorüber. Die Abendsonne spiegelte sich in den Regentropfen, die von den Bäumen fielen, und ein herrlicher Regenbogen stand am Himmel. Alle riefen: Herrlich! Prächtig! — Da sagte der Herr: Kinder, laßt uns unser Gewitterlied singen und dem lieben Gott danken. Und nun sangen sie folgendes schöne Lied:

Hier stehen wir, und preisen ihn,
Durch den die Wetterwolken glüh'n;
Und jauchzen laut; denn ach! verschont
Ist, was in unsren Hütten wohnt.

Er wies die Stärke seiner Hand,
Da bebte das erschrockne Land;
Und dunkel wars um seinen Thron
Von dem die Flammenblicke floh'n.

Doch Liebe lenkte ihren Gang,
Dass keiner schadend zu uns drang,
Uns zu erinnern wie so treu
Und gnädig unser Vater sei.

O preist ihn, Menschen, und bedenk
Wie viel des Guten er euch schenkt:
Wie gern er duldet und verschont,
Wie gern er segnet und belohnt.

O macht euch seiner Güte werth
Durch Dank und Liebe. Menschen, hört
Mit Freuden sein Gebet, und wisst
Dass Gott der Gott der Liebe ist.

So sangen sie, und mir standen die Thränen in den Augen. Ich ging inniglich erbauet aus dieser Naturpredigt hinweg, und wünschte: wenn's doch Gottes Wille wäre, daß alle Lehrer ihre Kinder so zur

Gottesfurcht anführten. — Nun! Gottes
Wille wär's wohl, aber leider, leider!
nicht aller Menschen Wille.

Glückwunsch für ein junges Ehepaar.

Ihr mangelts, daß man euch Glück
wünscht, denn wenn zwei einander die Hände
geben, so ist das ein hartes Handwerk,
sagt der Vater Abraham. Darum so wünsch
ich euch einen guten Kopf, daß ihr nicht
schwindlich werdet, wenn das Glück euch
ansieht; gute Füße, daß ihr fest stehet,
wenn der Sturm des Ungemachs über euch
kommt; gute Augen, daß ihr immer
sehen möget, was zu euerem Frieden dienet;
gute Ohren, die keinen Raum geben dem
Lästerer, denn an Aufheben lässt es der
Teufel nicht fehlen; eine gute Nase,
die bald riecht wo Feuer im Stroh ist, d. h.
die von weitem merkt, wo Streit entstehen
könnte, und dem ausweicht; einen guten
Magen, denn es giebt immer allerlei zu
verschlucken, was nicht leicht zu verdauen ist.
Ferner wünsch ich ihnen das Salz der
Klugheit, die Milch der Sanftmuth, den
Honig der Liebe, das Brod der Arbeit,
den Wein der Fröhlichkeit. In den Keller
wünsch ich ein kleines Maß, in die
Küche Genügsamkeit, in den Kleider-
schrank Einfachheit, in das Ehebett
Friede, in die Kinderstube Gehorsam,
und auf das lezte Stündlein ein sanftes
Ruhekissen in einem ruhigen Gewissen.
Schafft ihr euch diese Dinge an,
So wird es wohl im Hause stahn.

Ein Spaß von eigener Art.

In einem Schauspielhause in Paris
sitzt ein junger Mann von gutem Aussehen.

Mitten im Stücke zieht er eine Pistole her-
aus, und zielt auf eine Schauspielerin. Man
fällt ihm in den Arm und will ihn halten,
aber er macht sich los und hält die Pistole
gegen ihre Köpfe. Die Frauen schreien und
fliehen, die Männer weichen aus. Jetzt
kehrt er das Mordgewehr gegen sich selbst,
nimmt die Mündung zwischen die Zähne,
man erschrickt aufs neue; aber ruhig beißt
er ein Stück ab, denn das Mordgewehr
war von Chokolade.

Ein Strohwisch, zur Warnung.

Vote. Eh! Mägdlein, was hast du
zu weinen? Ich bin lange hinter dir her-
gegangen, und habe dein Schluchzen und
Weinen gehört! Was ist dir begegnet?

Mägdlein. Ach! Ich möchte vor
Kummer und Jammer in den Boden schlüpfen!
Es giebt keinen unglücklicheren Men-
schen als mich!

Vote. Hm! Das kannst du nicht
wissen, denn du kennst nicht aller Menschen
Unglück! Aber was ißt denn das dich so
unglücklich macht?

Mägdlein. Was ißt! Ich bin mit
einem Mannsvolk unglücklich geworden,
habe ein unehelich Kind geboren, und
jetzt ist alles wider mich, und kein Ster-
bens-Mensch will mir Trost geben oder sich
meiner annehmen.

Vote. Da bist du freilich zu beklagen.
Aber du hast dir selber das Unglück
bereitet. Warum thatest dus? Du konn-
test doch wohl wissen was heraus kommen
würde. Aber der Vater des Kindes wird
dir wenigstens das Kind erhalten helfen.

Mägdlein. Ach du lieber Gott! Er
ist fort! Ich werde ihn wohl nie mehr sehen.

Bote. Nun so muß ja seine Gemeinde
für ihn bezahlen.

Mägdlein. Ach! Es ist ein fremder
Handwerkspursche, ein Schneider, ich
kann das Ort nicht einmal recht sagen wo
er daheim ist.

Bote. Ja so! Nun da hast du doch
dein Unglück dir selber muthwillig zuge-
zogen.

Mägdlein. Ach! Ich habe darum
nicht gemeint, daß es mir so gehe!

Bote. Nun! Da kommst du auch
mit der alten einfältigen Leier! Wenn hun-
dert andere sich die Finger verbrennen,
darum daß sie feuriges Eisen anrühren,
meinst du, einfältiger Mensch, nur du
werdest dir deine Finger nicht daran ver-
brennen? Du hast doch leider der Exempel
genug, daß von hundert solchen Purschen,
die hiesige Mädchen versühren, kaum einer
heirathet, aber richtig neun und neunzig
die armen Dinger sitzen lassen, davon lau-
fend, und das alte Lied singen: „Bruder!
Gieb Pech, das Mädel ist schwanger!“

Mägdlein. Ja, mein Philipp hat
mirs doch hundertmal auf seine theure
Seele verschworen, er wolle mich nicht
unglücklich machen.

Bote. Und hat dich doch hundert-
mal angelogen, so gut als andere. Gesezt
aber auch, einer ist ehrlich, er will im
Ernste sein Mädel heirathen, so bringt
unter hunderten abermal kaum einer dazu,
und wenn er den besten Willen hätte.
Die fremden Obrigkeiten und Regierungen
machen tausend Hindernisse. Viele Jahre
gehen hin über dem Hin- und Herschreiben,
viel Geld, sehr viel Geld kostet das alles,
indessen kommt ein Kind, vielleicht zwei;

zulekt heißtts: es kann nicht sein. Dann
muß der Pursche hier fort und aus dem
Lande; was hat jetzt das arme Mägdlein
für seinen Leichtsinn, als Kummer, Sorge
und Schande!

Mägdlein. Ach ja wohl! Du lieber
Gott! Mein Vater hat mich im Zorn aus
dem Hause geworfen; meine Mutter ist
vor Verdrüß frank im Bette, die Gemeinde
schimpft mich eine gemeine Dirne! Ach!
Ich weiß meines Lebens keinen Rath!

Bote. Nun! Guten Rath will ich
dir wohl geben. Gehe du zu deinem
Herrn Pfarrer, bitt ihn daß er dir beim
Vater Verzeihung verschaffe, bleib denn
bei deinen Eltern, als treue fleißige Toch-
ter; verbessere deinen Fehlritt durch einen
stillen, ehrbaren und tugendhaften Wandel,
und dann wird Gott dir helfen. Ich aber
will deine Geschichte andern zur Warnung
erzählen.

Das ist nun das aufgesteckte Zeichen
am verbotenen Wege. Wer ist klug und
läßt durch fremden Schaden sich warnen!

Das gelehrte Frauenzimmer.

Es ist eine wahre Freude zu sehen,
wie unsere Frauenzimmer in der Geistes-
bildung Fortschritte machen! Wie sie an-
statt des Kochlöffels und des Strickstrum-
pfes die Bücher zur Hand nehmen und
so fleißig darin lesen. „Ich kann nicht
begreissen, sagte eine solche gelehrte Jung-
fer, wie die Leute immer über lange Weile
klagen! Wenn ich allein bin, so nehme ich
ein schönes Buch in die Hand, sitze zum
Fenster, und sehe was auf der Gasse
vorgeht.“

Das Unglück.

Des Klagens ist nun einmal auf dieser Welt kein Ende. So viele jammern über ihr Unglück, und jeder hält das seine für das größte. Da jammerte einmal eine Frau des langen und breiten bei einer Nachbarin, und meinte einmal: ich bin die unglücklichste! Ein kleiner Knabe hörte das und fragte: „syt ihr die unglücklichst? Müßt ihr de geng no i d'Schul ga?“

Es kommt nicht auf's Kleid an!

Ein tapferer General kam einmal gerade aus der Schlacht an den Hof seines Königs, und sein Anzug war eben nicht wie zur Parade. Seine Uniform war staubig und nicht gebürstet, und hier und da sogar zerrissen. Einige Hofherren, die indessen ruhig zu Haus gewesen waren, während er im großen Todtentanz war, und die so hübsch aussahen, wie aus einem Druckli, diese wollten ihn stoppen und sagten: „Herr! Sie sehen aus wie ein Stallknecht!“ „Ja,“ sagt er ganz barsch indem er die Hand an den Degen legt: „ein Stallknecht der gleich bereit ist euch zu striegeln.“

Solche Narren giebts die Menge.

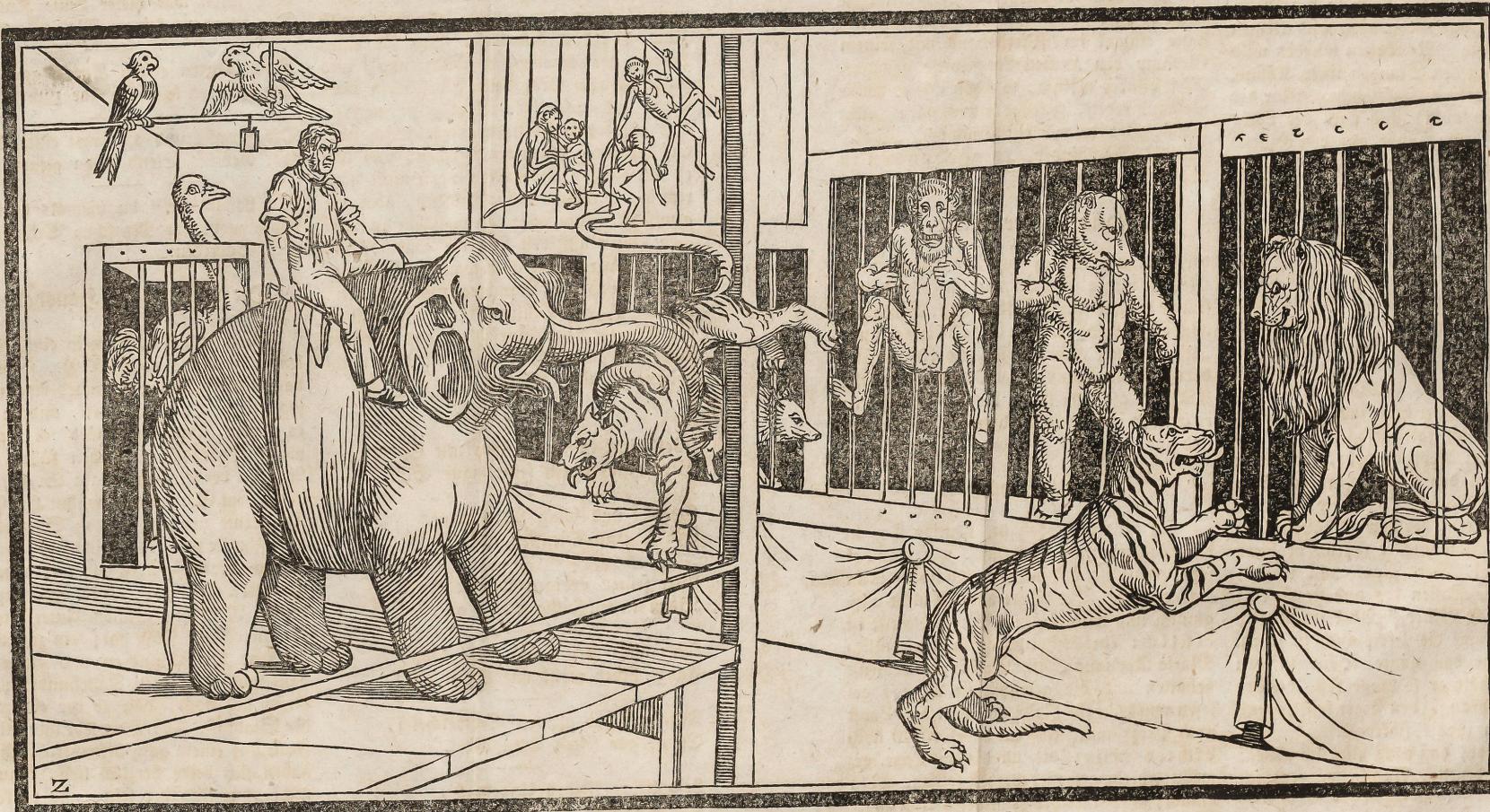
Ein Engländer will einmal ein Pfund Thee kaufen, und fragt wie theuer? Achtzehn Franken. „En geht euern Thee den gemeinen Leuten! Ich will ihn nicht! Ah Milord! Sie wollen vermutlich vom allerfeinsten, Richtig! Gut! Sie sollen haben. Jetzt geht der Kaufmann in ein anstoßendes Zimmer, schüttet den gleichen Thee in ein anderes Paquet und bringt ihn wieder! Wie theuer! Sechs und dreißig Franken.

Milord riecht daran. Gut, vortrefflich! Und er bezahlt. Wenn man Kinder und Narren zu Markte schickt, so lösen die Krämer Geld!

Merkwürdiger Vorfall in einer Sammlung lebendiger Thiere.

(Siehe gegenüber die Vorstellung).

Der Leser weiß, daß an Märkten oft allerlei lebendige wilde Thiere um Geld gezeigt werden, und daß man eine solche Sammlung eine Menascherie heißt. Eine solche war einmal in Amerika, in New York, aufgestellt; und da begab sich folgender merkwürdiger Vorfall. — Der Wärter ging, wie gewohnt, um Mittag zum Essen. Während dem aber konnten zwei Tiger, Männchen und Weibchen, sich aus ihren Kisten losmachen. Sie dachten wohl: „will der Meister sich erlassen, müssen wir doch auch was haben,“ und so wärsen sie sich auf ein Lama, das in der nämlichen Hütte war. Der eine sprang ihm gleich an die Gurgel, und saugte ihm das Blut aus der Halsader, und beide hielten nun an diesem Thiere einen herrlichen Schmaus. Der Wärter hatte gegessen, lehrte in die Hütte zurück, und erschrack nicht wenig als er die beiden gräßlichen Thiere sah. Doch fäste er Muth, und wollte ihnen eine Schlinge über den Kopf werfen. Eben hatte die Madam Tigerin ihren Frab vollbracht und lekte das Maul, sah sich um, und machte Anstalt auf den Mann los zu springen, wie die Käze auf eine Maus. Der Wärter begriff seine gefährliche Lage, verlor aber die Geistesgegenwart nicht, sondern zog sich geschwind hinter seinen Elefanten zurück, der indessen dem



3

allem, was vorgieng ganz ruhig zugesehen hatte. Die Tigerin wollte den Mann doch erspringen; aber jetzt wirft der Elephant mit seinem Rüssel das bludürstige Thier weit weg. Jetzt wars Lerm in der Hütte. Die ganze Menge der großen und kleinen Affen, Paviane, Meerkäthen wurden wild und rasselten an den Stangen ihrer Käfige. Alle Thiere waren aufgescheucht. Nur der Elephant blieb ruhig und auch der Löwe saß, gleich einem Hunde auf den Hinterbeinen, in seinem Kasten still. Jetzt hob der Elephant den Wärter mit dem Rüssel auf seinen Rücken. Indes hatte die wuthende Tigerin ihren Vorsatz noch nicht ausgegeben. Der kluge Elephant aber war auf seiner Huth, und als das fühyne Thier noch einen Sprung wagte, so schleuderte der gewaltige Rüssel des Elephanten das selbe so kräftig ans andere Ende der Hütte, daß es, verwundet und muthlos in seinen Käfig zurück kroch. Und der Tiger, das Männchen? Der hatte indessen an dem todteten Thiere sich satt gesogen, und als er endlich seinen Kopf aufhebt, erblickt er gerade vor sich den Löwen, der ruhig in seinem Käfig saß, der Tiger zeigt ihm die Zähne und knurrt; der Löwe schüttelt leise sein Haupt, als wollte er sagen, probiers nicht mit mir! Der Tiger will trozen, springt auf den Kasten los und streckt eine Pfote durch das Gitter. Aber im Augenblick hat der Löwe die Pfote auch in seinen Zähnen, zieht das ganze Bein in den Kasten, und hält es so lange fest, bis der Wärter hinzuprangt, den Tiger fesselte und in den Kasten zurück schleppte.

Ich bin froh, daß alles glücklich abließ; es war mir ordentlich Angst, während ich erzählte.

Je nach dem.

Einer von den jungen Leuten, die man Geynasen nennt, weil sie meinen, sie verstehen zum Wunder viel, und die darum die Nase in alles stecken und über alles laseren, hatte einmal im Wirthshaus mit seinem Gedamp den Leuten Langeweile gemacht. Weil er aber meinte, so schön wie er könne niemand reden, so fragt er noch gar: „nicht wahr, ich rede wie ein Buch?“ „Ja,“ sagt der Buchbinder, „eingebunden in Kalbsleder.“

Heinrich der Vierte.

der berühmte König von Frankreich, rüttete mit wenig Worten doch mehr aus. Er führte einmal seine Soldaten zur Schlacht, aber anstatt einer langen Rede, sagte er nur: „ich bin euer König; ihr seid Franzosen; dort sind die Feinde!“ Das machte mehr Eindruck als eine lange Rede. — Merks: es ist eben ein Unterschied zwischen viel reden und gut reden!

Lichtmesse.

Da fällt mir eben der heutige Tag in die Augen, und ich denke, wie mancher sagt: heut ist Lichtmesse, und weiß nicht was das ist. Der Vore aber ist nicht mißgünstig und wills sagen. Die Lichtmesse ist erstlich: ein katholisches Fest, eigentlich Maria Reinigung, an welchem Gottesdienst gehalten und die gewöhnliche Messe gelesen wurde. Im Jahr 560 hat der Papst noch Prozessionen und ein anderer 690 noch Licher hinzu, die an diesem Tage geweiht, d. h. gesegnet werden sollten. Man glaubt, wo ein solches geweihtes Licht ange-

zündet werde, müsse der Teufel und alle bösen Geister weichen. Zum andern ist das Fest ein unbewegliches Fest, das alle Jahre auf den nämlichen Tag, nämlich den 2. Hornung fällt, wie der geneigte Leser wohl weiß. Zum dritten gilt dieser Tag für einen Postag der kommenden Witterung, und manches alte Propheten-Spruchlein wird daran geknüpft. Es ist aber zu merken, daß alle solche Witterungsregeln sich noch auf den alten Kalender beziehen, und daß es mit solchen Voraussagungen nicht ganz richtig, höchstens wahrscheinlich, aber nie gewiß ist. Zum vierten wechseln an manchen Orten auf den Tag die Dienstboten, und das verursacht auch manche Wetteränderung im Hause, manchmal zum Besseren, manchmal zum Schlimmeren, und steht in der Prättig ein Spruchlein das hierüber Auskunft gäbe. Der Vore will dem nachhelfen und stellt folgende

Denkreime.

Wer nicht kann herrschen mit Geduld,
Straft sich durch seine eigne Schuld.

Gerecht und billig Meisterleut
Macht gute Diensten allezeit.

Wer seinen vorigen Meister schilt,
Beim neuen billig wenig gilt.

Wer alles weiß, und alles kann,
Fangt sicher meist mit Lügen an.

Trau nie der glatten Schmeichelei,
Es ist gar selten Treu dabei.

Leid lieber kleines Ungemach,
Sonst kommt gar leicht das größre nach.

Schilt nicht zu laut der Diensten Mängel,
Die Meisterleut sind auch nicht Engel.

Wer schon war vieler Leute Knecht,
Der taugt zu keinem Meister recht.

Sind Karten einem Knecht gar lieb,
So wird er leichtlich gar zum Dieb.

Die Pracht und Hoffahrt einer Magd,
Hat viel ins Elend schon gejagt.

Ein Laster darfst du niemals dulden,
Doch wohl der Menschen Schwachheits-Schulden.

Die wunderliche Haushaltung.

Wenn ich glaubte, mein einfältiger Kandler käme bis nach S. P., so dürfte ich das nicht erzählen; denn jedermann würde sogleich die Leute erkennen, und sie könnten es zürnen, und dann würd' ich nicht mehr meine Tabakdose vergeben füllen können. Also in der kleinen Stadt S. P., gleich neben dem Gänsemarkt, wohnt Hr. Ypsilon. Die Leute nennen ihn den Spezereier, er aber schreibt sich: Handelsmann, denn, sagt er, ich verkaufe noch gar viel anderes als Spezerei. Hr. Y... trägt Sonntags einen rothen Rock mit grünem Unterfutter, den er vom Vater selig hat; ein zusammengedrücktes Dreieckhütchen und einen Zopf; ganz wie im vorigen Jahrhundert; und er meint sich noch, daß er der einzige so in der Stadt ist. Der Herr lebt nun mit seiner Frau auf einem ganz besondern Fuße. Sie haben sich beide herzlich lieb, können gar nicht ohne einander sein, und zanken doch alle Tage. Die Frau ist sehr redselig; der

Mann kann das nicht leiden. Helfen seine
sauern Gesichter nicht, so ergreift er den
blechernen Deckel vom Tabakhaſen, und
trommelt mit dem Löffel darauf. Dann
weis sie, daß sie eben so gut schweigen soll
als das Musketen Feuer, wenn der Tambour
den Wirbel schlägt. Ist eins von beiden
böse auf das andere, so nimmst die Kreide
und macht einen Strich an die Stuben-
thüre. Ist das andere auch erzürnt, macht
ein Kreuz daraus. Welches Friede machen
will, das wischt seinen Strich durch, und
wenn das andere den seinigen auch durch-
wischt, so ist der Friede geschlossen und
die Traktaten werden mit einer Umarmung
besiegelt! Aber — worüber zanken sie denn?
Ist's die Politik? Oder haben sie Religions-
disputen? Keineswegs! Es ist nur der Geist
des Widerspruchs und der Rechthaberei!
Der Herr sagt: ich bin Herr, und ich
gebiete! Und die Frau singt: „d' Frau ist
Meister u nit der Ma!“ So will jedes
Meister sein, und darum zanken sie. Jeht
weis der Bote mehr als einen der denkt:
tout comme chez nous, sagt der Welsch,
zu deutsch: grad e so geits mir o! Das will
ich gerne glauben, und nur wünschen, daß
alle, die um nichts streiten, auch so Friede
machen wie diese Leutchen. —

Der Kobold oder Poltergeist.

Ein Kobold, ausgehungert, lahm,
Ein's Mal's zu einem Bauern kam;
Bat ihn „daß er auf elich Nacht
Ihn in der Scheur zu Schermen brächte,
Bis er von Krankheit mocht gesunden.
Der Baur damit sein Glück hätt funden.
Er wollt dafür zum Dank ihm geben
Ein allzeit lustig fröhlich Leben.“
Dem Bauern das gar wohl gefiel,

Er meint' er hätt' gewonnen Spiel,
Wenn ihm der Geist, für elich Nacht
Ein lustig fröhlich Leben brächte.
Zwar ist's ein Kobold! Doch probieren
Heißt wohl nicht grad den Kopf verlieren,
So bringt den Geist er unter Dach!
Doch, statt der Lust kommt Weh und Ach!
Statt Glück und Freud kommt nur Ver-
drüß,

Streit, Hader, Kummer, Vergernuß!
Der Bauer in den Haaren kraut,
Klagt männiglich sein Elend laut;
Laßt Kapuziner und Banner kommen,
Ihr Hokus Pokus will nicht frommen!
Der Kobold lacht sie alle aus!
Dem Bauer Geduld und Geld geht aus;
Er seufzt sein Elend früh und spath;
Wird endlich mit sich selbst zu Rath:
„Ich zünde an die alte Scheur
Und bring den Kobold um mit Feur!“
Des klugen Einfalls wird er froh;
Flugs führt er weg sein Korn und Stroh,
Sein Vieh, legt Feuer dann ins Dach,
Zieht sich zurück ganz allgemach,
Und will mit Stroh den letzten Karren
Getrostet jeht nach Hause fahren,
Doch weh, da sitzt der Kobold, froh
Und lachend, oben auf dem Stroh,
Und spricht: „es war wohl hohe Zeit
„Daß wir raus kamen alle beid.“

Merk dieß, mein lieber frommer Christ,
Dem Teufel nie zu trauen ist.

Die Wunderbrille.

„Nimm diese Brille! Wenn du durch
diese jemand in die Augen siehst, so kannst
du in seinem Herzen lesen.“ So sprach
der Geist und verschwand. Ach! Was
alles hab' ich durch diese Brille gelesen!

Dort der Herr A. B. versichert die Jungfer C. seiner innigsten Liebe. „Du bist die Erste und die Einzige, die mein Herz gewonnen hat. Nur in dir lebe ich, nur durch dich kann ich glücklich werden.“ Aber in seinem Herzen las ich: „Märchen! Du weist freilich nicht wie oft ich das Kammermädchen meiner Mutter küssse. Ich hoffe mich bei ihm noch manchmal schadlos zu halten, wenn du mir Langeweile machst.“ Ich blickte nun auch dem Mädchen ins Gesicht. Hübsch war sie, das ist wahr. Aber was ich auch in ihre Augen gucken möchte, ich sah gar nichts.

Da spaziert Herr D... Er liest in einem Buche und sieht und hört nicht, was um ihn vorgeht. Ich gehe hart an ihm vorbei, er blickt auf, und ich lese in seinen Augen: „Endlich doch Einer der mich bemerkst! Ich bekümme mich nichts um das was im Buche steht. Aber ich wollte gerne bemerkst werden, und für einen gebildeten Menschen gelten, darum les ich auf dem Spaziergang.“

Da treff ich einmal auf dem Dorfe eine Frau an, die so fromm aussieht wie ein Paradiesgärtlein. Ist das Ernst, denk ich bei mir selber und setze meine Brille auf. Da stand in ihrem Herzen geschrieben: „Der Spitzbube, der Peter, der mich so angeführt hat! Es kann, es soll ihm nimmer mehr wohl gehen. Ich begreife nur nicht warum der Himmel nicht Feuer und Schwefel über ihn regnet. Aber Geduld! Ich will beten und singen bis ihn Gott strafst.“

Den besten Dienst that mir meine Brille als ich einmal heirathen wollte. Was für Liebe, was für Zärtlichkeit, wie viel Unschuld und Zahrtheit hatte mein schönes Mädchen, so lang ich meine Brille verlegt hatte und vermisste! Du wirst recht glücklich,

dacht' ich. Aber o weh! Da find ich meine Brille und lese: „wenn der Lappi nur Ernst macht, ehe er den Spaß merkt. Es wäre gar eine verdammte Geschichte, wenn er nun den Kram wüßte, den ich ihm mitbringe.“

Aber den ärtesten Spaß machte mir die Brille, als ich einmal damit in den Spiegel guckte, und meine eigenen Augen erblickte! Poch Mord, was sah ich da! Im Zorn riß ich die Brille von der Nase, warf sie zum Fenster aus, und — war recht froh daß ich erwachte, denn daß das alles nur ein böser Traum war, merkt der Leser schon lange! —

Fenelon.

So hieß ein berühmter Gelehrter in Frankreich, der daneben auch ein hauptbraver und lebenswürdiger Mann war. In einer Feuersbrunst verlor er alle seine Bücher, und der Vate, der ja auch ein Gelehrter ist, wels wie weh das thut! Aber der wakere Fenelon sagte: ich will lieber alle meine Bücher seien verbrannt, als etwa die Hütte eines armen Mannes.

Der Vate meint: das war ein wahrhaft christliches Wort, und sollte niemand ein anderes sprechen.

Sonderbare eheliche Freuden.

Ein Ehemann, der auch nicht das beste Weib gehabt hatte, sagte nach ihrem Tode: „Sie hätten dennoch viele Freuden mit einander gehabt. Im Winter z. B., wenn sie gar nicht habe recht thun wollen, habe er sie an eine Säule gebunden und mit Schneeballen geworfen; habe er sie dann getroffen, so habe es ihn gefreut, habe er sie nicht getroffen, habe es sie gefreut.“

Der lustige Joggeli.

So wie der Surri, der Leser kennt ihn schon, nie zufrieden ist, und kein gutes Wort giebt, so ist hingegen der Joggeli immer lustig, und weiss überall und an allem die gute Seite aufzufinden, mag ihm begegnen was da will. Und es begegnet ihm freilich allerlei; denn das ist wahr, der Wein wird ihm leicht Meister, und spielt ihm manchen Streich. Einmal als er so durchs Dorf wakelet, die Straße von einem Haag zum andern misst, und mit den Füßen so artig macht, als wenn er hebräisch schreiben wollte, da haben ihn eiliche Buben mit Rossfeigen geworfen. Joggeli lacht, und sagt: es ist gut werfe si nit Steine! Als er über das Moos geht auf dem Fußweg, entschlipft er und liegt der Länge nach im Graben! Einer der vorbei geht zieht ihn aus dem Schlamme, und sagt: „eh du g'sehst ja us, es weme „di dur e Chüchliteig zoge hät.“ Aber Joggeli meint: „g'schau, es ist gut, ist „der Grabe nit voll Wasser g'si, süss wär „i ertrauche! Einmal kauft er sich ein kleines Rösslein, und weil er in der Freud darüber auch ein Glas zu viel genommen, wird er auf dem Heimreiten gar schlaftrig, zumal es lgar warm Wetter war. So steigt er unterwegs ab, legt sich in den Schatten eines Baumes,wickelt den Zaum von seinem Rösslein um den Arm und schläft ein. Jetzt kommen ein Paar lustige Pursche auch vom Märkheim, und in aller Stille lösen sie das Rösslein vom Zaume ab, lassen ihm den am Arm, und während der eine mit dem Rösslein davon geht, wartet der andere hinterm Baum, und will hören, wie Joggeli den Spaß auf-

nimmt. Endlich erwacht er, und nach dem er sich die Augen ausgerieben hat, und doch kein Rösslein sieht, sagt er: hm! Entweder hab ich ein Ross verloren, oder ich habe einen Zaum gesunden! Ehe! Lustig! Ich habe einen Zaum gesunden.“ Und als er daheim im Stalle sein Rösslein sah, da jauchzte er: Juheh! „Wori finden ig e Zaum, u jezt no n'es Ross derzu!“ Als dem lustigen Purschen nun auch sein Häuslein verbrannte, da sagten die Nachbaren: es soll uns wunder nehmen, ob er jezt auch noch zufrieden ist! Sie fragten: „Ja! Joggeli, was seist jezt? und er sagte: „Hm! es ist sy gut e so, d'Wäntele sy „jezt o verbrunne!“

Der Wein und die Menschen.

Es ist halt eine kuriose Sache, wie ungleich der Wein auf die Menschen wirkt. Es giebt deren, die sogleich zanken und Händel anfangen, die trinken bösen Wein und sollten lieber gar keinen mehr trinken. Andere werden geschwätzig und plaudern eine Menge dummes Zeug, dampen wie die Waschweiber, und könnten das Trinken auch bleiben lassen, denn sie trinken dummen Wein. Andere werden faul, legen den Kopf auf die Brust und trinken schlaftrigen Wein. Die Besten sind sicher die, welche lustigen Wein trinken. Es ist ein wahrer Spaß, wie fröhlich sie werden. Da bin ich einmal hinter einem solchen hergegangen. Der sprach mit jedem Stein auf der Straße, und lachte zu allem. Zuerst sang er: „Eh! wie ist dene Meitschene ihre Treu e so chlen! Es trug sie e Fleuge an ihrem Bey! Es irrite se nur am fleugen! — Eh! Wie ist dene Bube ihre

Treu e so groß! Es trag sie bei Esel es
zug sie keis Ross! Kei Fuhrma möchti si
gfüre!“ He du Frau Algertsche! Was
hest mer z'säge? He! He! He! Wie
die weltsche cha! Red dütsch, i verstah di
nicht. Exgüss Herr Stei! Es ist mer leid
daz ig ech g'stüpft ha! I wills fürthi
nimme thue! Säg du, schießige Thürli:
stock! gang jezt einisch da däanne! Du
steist so lang da wien e Lappi, und seist
nimme Gogrüßdi u Gotb'hütdi! Nu! Geisch
nit? Ehnu! So gangen i! Vorwärts,
marsch! Kumidirt der Trüllmeister. Nume
nit grad aus! d'sselb chönt fehle! —

Hät ig es Ross zum ryte

So wet i z'Fuß nit ga;
aber noti gheien i däweg nit abe. Ueha!
Wart e chly! Es pressirt nüt. I chume
no früh gnue hei, für mi Alti ghöre zbalge!
Eh bah! Narreposse! Wenn i schon e chly
lustige bi, das schadt der Liebi nüt.“ So
giengs in einem fort für ihn selber! Denn
mich hatte er nicht gesehn. Es wäre gut
wenn niemand böseren Wein brauchte,
aber noch besser wenn niemand zu viel
brauchte.

We das nit Hexenwerch ist.

(Siehe gegenüberstehende Zeichnung).

Der geneigte Leser mag selber urtheilen,
ob die Geschichte nicht einem Hexenwerch
gleicht, und ob der Mann da auf dem
Kupferstich nicht Grund hat, daß er Maul
und Nase auffspert, und ihm die Haare
zu Berg stehen, und ob die Umstehenden
umsonst die Hände über dem Kopfe zu-
sammen schlagen. Da geht ein ehrlicher
Bauersmann an einem Dienstag Morgen
auf den Weg nach Bern, und nimmt in

einem Zwilchjack vier junge Färli mit, um
sie zu verkaufen. Er langt glücklich an,
legt auf dem Weibermärit seinen Sack auf
einen Bank, geht geschwind in einen
Keller um zu frühstücken, und als er end-
lich wieder kommt, sitzt er neben seinem
Sack nieder. Es kommt eine Köchin daher,
jammert, daß sie noch keine Färli gesehen
habe, und mein Bauersmann ruft: „ja
wohl! chömmet nume hie zuhe, i ha schöni
Färli!“ Vorsichtig öffnet er seinen Zwilch-
jack, greift hinein, zieht eines der Thierlein
beim Bein heraus, aber — er hat einen
kleinen Hund beim Bein, der erbärmlich
schreit! Vor Schreck läßt er den Sack
fallen und siehe! Es springen lauter kleine
Hunde aus demselben davon. Ist das nich-
t Hexenwerch? Ja das glaubt der Mann sti-
und fest! Er weiß wohl wie das alte Weib
im leichten Hause seines Dorfes ihn diesen
Morgen so spöttisch begrüßt hat! Gewiß
hat diese Hexe seine schönen Färli in
Hunde verwandelt. Aber wart nur! Ich
weiß einen Mann, der soll dir den Meister
zeigen. So wirft er seinen leeren Sack auf
die Bank und geht zu einem berühmten
Taufendkünstler. Nach einer halben Stunde
kommt er wieder, denkt: find ich ächt meine
Färli? Und richtig rufen sie ihm von weitem:
wui, wui, entgegen, und röhren sich gar
lustig im Sacke. Ist das nicht Hexen-
werch?

Wollet ihrs nicht glauben. Die Sache
ist doch wahr, und ich kann euch den
Schlüssel gleich dazu geben! In dem Hause,
vor welchem der Bauersmann seinen Sack
abgelegt hatte, wohnte ein spaßhafter Hand-
werker, dessen Hund, weil er verliebt war,
im Hause gehalten wurde. In der hintern
Gangthüre war ein Loch, und da hinein



2

waren manche kleine Hunde zum Besuch gekommen. So wie nun der Bauer in den Keller geht, nimmt mein Spaßvogel den Sack, thut die Schweinlein in eine Bütte, hält den leeren Sack vor das Loch in der Thüre, und ein Geselle peitscht die Hunde im Hofe, die nach dem bekannten Loche fliehen, und so im Sacke gefangen werden. Das übrige kann nun der geneigte Leser leicht errathen, und wird also nicht mehr von Hexenwerch sprechen.

Wer sich ergiebt dem Branntenwein wird sicher nicht lang witzig sein!

Das hat er erfahren, der Schatz von des Schumachers Eiseli. Denn hält ihm der Branntenwein nicht die Augen verblendet, und den Verstand benebelt, so hält er nicht am Sonntag Morgen ein Mistfaß aufgeladen, als er wegführ um Wein zu holen. Denn wenns auch noch frühe und ziemlich finster war, so hält er den Unterschied zwischen einem B'schüttifaß und einem Weinfasse doch gemerkt, wäre er nicht besoffen gewesen. Nun fahr zu! Es wird schon kommen. Unterwegs noch zwei Gläser Branntenwein! En so sauf, du Vollzapf! Jetzt kommt er ins große Dorf N. und will da recht zeigen wie geschickt er fuhrwerken kann! Er zert das Pferd hüst ume und hott ume, bis er mit seinem Fuhrwerk überschlägt und glücklich in den Feuerweicher fällt! Man hilft ihm heraus; wie er aber aus dem schlammigen Wasser auferstanden ist, das war gar schön. Erst jetzt durch den Schreken und das kalte Wasser etwas nüchtern gemacht, merkt er daß er ein Mistfaß statt eines Weinfasses geladen hat! O Narr! Aber noch nicht am Ende!

Er sieht nun daheim bei seinem Schatz. Aber weil er keinen Wein mitbringt, so wird im Wirthshaus geholt, geessen und getrunken, und das Ross in des Nachbars Stall gethan. Aber der Hans und sein Eiseli, und dessen Schwester Aenneli und sein Schatz der Sattler, sind lustig und singen so wunderschön, daß der Alten das Herz aufgumpet.

Aber gegen Morgen, ach da war das Ross verschwunden, es war nicht angebunden worden, die Stallthüre offen geblieben, so war das Thier vor langer Weile davon spazirt, und der Kommet lag im B'schüttloch! Weil aber der Schneider seine Kuh nicht zum Anspannen hergeben will, muß Hans anstat eines Rosses einen Esel vor spannen, und sein Fuhrwerk selber ziehn. Jetzt bietet ihm einer aus Mitleid an, den Wagen heimzuführen, und Hans schick indessen den Sattler aus, das verlaufenen Pferd zu suchen, während er lustig und fröhlich bei seinen zwei Schätzeli, dem Eiseli und dem Branntenwein sieht. Und endlich als der Hans auf dem Ross daheim anlangt, so begrüßt ihn sein Vater mit wohlverdienten Schelworten.

Der Bote wünschte herzlich, daß dieser Hans der einzige Branntenweinlump wäre.

Lange Nasen kosteten nicht viel.

Nach der Weise: „Der Esel hat Pantoffel an.“

„Hui! Pflanzt mir einen Freiheitsbaum!
„Ihr Leute flugs herbei!
„Bisher war Freiheit nur ein Traum!
„Jetzt erst sind wir recht frei.“
„So schrie der Wagner, weiß wohl wo,
Doch will ichs noch verschweigen.
Er denkt: ich armer Narr kann so

Zu Amt und Ehren steigen.
Und als nun im Verlauf der Zeit
Ein G'meindrath kam zum sterben,
Denkt er: ich bin ja klug und g'scheid!
Die Stelle muß ich erben.
Flugs reparirt er schön sein Haus,
Läßt eine Laube bauen,
U list e Sundig Chutten us
Orin er sie dörf la gschauie.
Am Tag der Wahl, ganz aufgepuht
Sieht man ihn rum spazieren,
Und, mit dem neuen Kleid gepuht
Sich höflich präsentieren,
Er meint, man wählt doch sicher mich!
Es kann mir gar nicht fehlen!
Doch fragt er noch bescheidenlich:
„Soll i mi ächt la wählen!“
Allein, ach Jammer Noth und Weh!
Man wählt doch einen andern!
Hest du sy längi Nase g'seh?
Er muß mit hei zue wandern!
Was hilft nun sein geschmücktes Haus?
Was nützt die neue Chutte!
Man lacht den eiteln Thoren aus;
Da geit er, ganz kaputte!

En kennst du diesen Narren nicht?
Schau nur auf allen Gassen
Du kannst dergleichen, zweifle nicht,
Gar leichtlich müttweis fassen.

Denkmal eines Schweines.

Deren giebts nicht viele, meint der
Leser! Und mit allem Recht! Denn dem
Boten, der doch bekanntlich in aller Welt
herum kommt, ist ein einziges vorgekommen,
nämlich auf dem Rathause in Lüneburg.
Der Schinken (Hamme) eines Schweines
wird da in einem kostbaren Glaskasten auf-

bewahrt, und die lateinische Inschrift lautet,
mit goldenen Buchstaben, also: „hier siehst
du die Ueberreste des Schweines, welches
sich durch die Entdeckung der Lüneburger
Salzquellen berühmt gemacht hat.“

Des Onkels Tod.

Des reichen Onkels Tod, er war ein
Filz auf Erden,
Beweint sein Erbe Caspar sehr.
Doch sollt' er wieder lebend werden,
Herr Caspar weinte wohl noch mehr.

Mein Weib.

Ach! Wahrlich nicht zum Zeitvertreib
Und nicht zum Glück kriegt ich mein Weib.
Ich kriegt es um auf dieser Erden
Geplagt, gesegt und durch Beschwerden
Dem Himmel zugeführt zu werden.

Das war gescheid.

Der König in Frankreich, Ludwig der
XIV. hatte einen Elephanten, und dieser
Elephant einen eigenen Wärter, einen
Schweizer, der gar gescheide Einfälle hatte,
so daß der König gerne mit ihm sprach,
wenn er kam seinen Elephanten zu besuchen.
Einmal sagt der Schweizer: will der König
mir ein Wort erlauben? Sprich mein
Sohn! „Bin ich nicht besser als ein Vieh?
„Ja sicher! So bitte ich Euer Majestät,
mich zu behandeln wie ein Vieh!“ Der
König stützt und fragt: wie meinst du
das? Sohn! „Sire, mein König! Der
Elephant ist sehr krank. Da bitte ich,
lassen sie mich nach seinem Tode in seine
Stelle treten, und empfangen was er ein-

pfeng!“ Der König merkte den Spaß!
Der Elephant erhielt täglich 100 Pfund
Brot, zwei große Geschirr voll Reis,
zwölf Kannen Wein, und anderes mehr.
Als das Thier tod war, erbte sein Wärter
zwar nicht sein ganzes Einkommen, aber
doch eine hinlängliche Pension. — So viel
ist manchmal ein guter Einfall wert!

Wohlgemacht und ausgelacht.

Und der Zimmerman stand bei der neuen
Scheuer, im Kanton Freiburg, und an
einem warmen Tage. Da rief ein Geselle:
Meister was ist das? Eh da haben die
Bienen gestoßen. Hans nimmt Wasser
und spritz drein! Peter, rauch Tabak! Haus-
mutter hol g'schwind einen Bienenkorb. So
ruft der Meister, ergreift eine Segesse und
dängelet mit dem Zollsteken gar schön.
Jetzt kommt eine Nachbarin herzu und fragt:
was macht ihr für Lerm, was giebts? Schau
da den Bienen Schwarm! Sie wollen nicht
anhenken! — O ihr Erznarren, das sind
ja nur Mukken die in der Sonne tanzen! —
Ein Gelächter in dem ganzen Dorfe.

Lumpen Weisheit.

Der Vate hat schon einmal erklärt,
dass auch die Thorheit und die Schlechtig-
keit ihre Weisheit in Sprüchwdrtern aus-
kramet. Er will hier den Beweis leisten
und führt einige solche Sprüche an, welche
die Liederlichkeit erdacht hat und die Lum-
verei ausübt.

Nüt ha hets!

Was i nit ha hei ander Lüt.

Der Spitel ist nit für d'Gäns erbaue.

Der Wirth betet o ums täglich Brot.

Morn ist o no e Tag.

Es ist jetzt so der Brauch.

Der geneigte Leser wird nun wohl schon
an diesem Musterli genug haben, und denken,
wer so redet muss doch wahrlich inwendig ein
Lump und auswendig ein Hudel sein. Wenn
er aber noch weiter denkt, und überrechnen
will, wie solche Hudelweisheit ihren Ver-
ehrern, andern Leuten und den Gemeind-
und Armengütern so übel zuschlägt, so wird
er sich kreuzen und b'segnen, und denken.
„b'hütis Gott vor allem Bösen.“

Guter Rath zum Abschied.

Weisch wo der Weg zum Mehlsäff ist,
Zum vollen Fass; Im Morgeroth
Mit Pfleg und Charst durchs Weizefeld,
Bis Stern und Stern am Himmel stoh.

Me hakt so lang der Tag eim hilft,
Me liegt nit um, me blybt nit stoh;
Druß goht der Weg dars Schüretenn
Der Chuchi zu, do hemmers jo!

Weisch wo der Weg zum Guld'i ist?
Er goht de rothe Chrüzere no;
U wer nit us e Chrüzer liegt,
Der wird zum Guld'i schwerlich cho.

Wo ist der Weg zur Suntig Freud?
Gang ohni G'fohr dem Werchtig no,
Dur d'Werchstatt und dur's Acherfeld!
Der Suntig wird scho selber cho.

Am Samstig ist er nimme wyt,
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denk wohl es Pfündli Fleisch i d's G'müs,
's cha sy es Schöpft Wy derju.

Weisch wo der Weg i d'Armuth geht?
Ueg numme wo Tassere syn!
Gang nit vorby! 's ist gute Wy
's syn nagelneui Charte drin.

Im letste Wirthshaus hangt e Sack,
U wenn de furtgohst henk en a!
„Du alte Lump! Wie stohst der nit
„Der Bettelsack so zierlig a!“

Es ist e hölzigs G'schirli drinn,
Gib achtig drus, verlier mers nit;
U wenn du zu me Wasser chunst,
U trinke wotsch, so schöpf dermit.

Wo ist der Weg zu Freud und Ehr,
Der Weg zum guten Alter echt?
Grad fürsi gohts, i Mässigkeit
Mit stillem Sinn, i Pflicht und Recht.

U wenn de ame Krüzweg stohst,
U numme weist wos ane goht,
Halt still, u frag dys G'wüsse z'erst;
's cha dutsch, Gottlob; u folg sym Roth.

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was fragst no lang? Gang wo de wit!
Zum stille Grab im chüle Grund
Führt jede Weg, es fehlt si nit.

Doch wandle du i Gottes Furcht,
I roth dir was i rothe cha!
Selb Plätzli het e g'heimi Thür
Und sy no Sache ene dra.

Hebel.

Zum Abschied.

Und jetzt ihr liebe Lüt, gut Nacht.
's ist fürn es Jahr wieder g'macht.

U hättet ihr oppis vo mer g'lehrt,
So wär mir das gar lieb u werth.
Es git des Bessere frili o
Das dir zum lese cheut übercho.
Doch g'wüß des Schlechtere o gar viel,
Wie is mit Zytunge bewyse will.
Was hei die nit fürn es Schimpfe und
Schelte!

Wie cha da keine der ander la gelte!
Wie ist bal kei Ma u b'sunders kei Her
Me sicher für sy Namen und Ehr!
Wie ist das es Chätschen u Bellen u Wyse
Als wette sie enandre lebendig verschryße!
Setigs thun i nit, der hinkend Bot.
U bringe i scho mängisch Spaß u Spott,
So ist das alles numme zum Lache,
U keine so ehrrührige Sache;
So bringen i doch gute Lehr
U nütliche Warnung o daher;
U bi fürgwüß kei Ehredieb.
Drum nehmet, ihr Liebe, mit mir vorlieb;
Und glaubet sicher, i meines gut.
Jetzt adie wohl! I zieh my Huth.

Druckfehler.

So heissen die Fehler, welche der Buchdrucker in ein Buch setzt, weil er entweder unrecht die Handschrift gelesen, oder nur aus Unachtsamkeit einen unrechten Buchstaben ergriffen hat. Solch einer findet sich in meinem Kalender von 1834, unter den Fenster-Reimen. Im neunten Reim, in der zweiten Zeile heisst es:

das ist uns immer gut und eben;
und sollte hingegen heissen: nimmer gut.
Der Leser merkt gleich, daß der Sinn ganz anders ist, und muß also den Fehler nicht dem Boten, sondern dem Buchdrucker aufmachen, der zur Strafe dieses abdrucken soll.